

DÜSSELDORFER **DEBATTE**

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

8-9/86
September

Im Rückblick frage ich mich, warum ich
soviel Zeit für die ideologische Kritik aufgewandt habe,
und entdecke einige mildernde Umstände für das, was man
den Eifer des Polemikers nennen kann.

(Raymond Aron)

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Friedrich Christian **Delius**, geb. 1943; Schriftsteller; Westberlin; u. a.: Unsere Siemens-Welt, Rotbuch, 1972; Adenauerplatz, Roman, 1985.

Christoph **Hein**, geb. 1944; Schriftsteller; Berlin (DDR); u. a.: Drachenblut (Der fremde Freund), Novelle, 1983; Das Wildpferd unterm Kachelofen, Kinderbuch, 1984; Horns Ende, Roman, 1985; Stücke.

Agnes **Hüfner**, Dr. phil., geb. 1938; Publizistin, Düsseldorf.

Uwe **Koch**, geb. 1954; Korrektor; Hamburg; Heimat-Stadt, 1982; Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden, Rowohlt, 1985; (beide mit Georg Heinzen).

Jacques **Limburger**, Ph.D., geb. 1943; Sozialwissenschaftler; Westberlin.

Hans **Platschek**, geb. 1923; Maler und Publizist; Hamburg; u. a.: 1981 Retrospektive im Nikolay, Kopenhagen; Über die Dummheit in der Malerei, Suhrkamp 1984.

Helmut **Ridder**, Dr. jur., Dr. h. c., geb. 1919; Professor für Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik in Gießen; u. a.: Beiträge im Alternativ-Kommentar zum Grundgesetz, 1984.

Roman **Ritter**, geb. 1943; Verlagslektor, München.

Franziska **Wiethold**, geb. 1946; Gewerkschaftssekretärin; Düsseldorf.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3613360
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzelne 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Anzeigenpreisliste 1/84
Gestaltung: Kurt Weidemann / Satz: DEBATTE / Druck: Plitt, Oberhausen
Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial	2
Roman Ritter Gespenstergeschichte	3
Franziska Wiethold Alles im Griff oder Die Angst vor dem Zweifel.....	7
Uwe Koch Die Macht der Kommunisten.....	20
Jacques Limburger Der heilige Atom — Traktat von der Möglichkeit, eher auf den Tod als auf den Teufel zu verzichten.....	29
Hans Platschek Fellini's Faces.....	40
Thomas Neumann Nicht gesellschaftsfähig Gerd Fuchs' Entdeckung des Schinderhannes.....	43
Christoph Hein Lieber M.F. - zur westdeutschen Erstaufführung von »Schlötel oder Was solls«.....	53
Peter Maiwald Entweder und Oder - Der Schriftsteller Günter Kunert.....	56
Agnes Hüfner Fluchthelfer	65
Friedrich Christian Delius Lieber Piwitt.....	67
Helmut Ridder Über Bonn, Troja, die "Deutsche Frage" und die Notwendigkeit, auch sozialphilosophischen Analysen und Betrachtungen ein vollständiges ereignisgeschichtliches Fundament nicht vorzuenthalten	70

Bereits für den ersten Prospekt vor Erscheinen der Debatte 1984 hatte Peter Maiwald ein Thema formuliert - "Trauer als Produktivkraft" - das er in diesem Heft angesichts der Arbeit von Günter Kunert als eine eigene 'Confessio' vorführt.

Weniger Trauer als Traurigkeit, eher ein Jammertal behandelt Agnes Hüfner mit der Politik von Schriftstellerorganisationen. Ihr Text war bereits gesetzt, als Delius' Antwort auf Piwits offenen Brief in Debatte 6-7/86 eintraf. Diese Reihenfolge sei entgegen sich beim Lesen aufdrängender Verdächtigungen unterstrichen. Nicht Schriftstellerpolitik, sondern die Kunst eines Schriftstellers, die von Gerd Fuchs, stellt Thomas Neumann vor.

Helmut Ridder betrachtet die "Deutsche Frage" in einer Entgegnung auf Peter Furths These von den beiden Vasallenstaaten (2/86) in ihrer Entwicklung, und Christoph Hein zeigt deren alberne Auswirkungen auf die hiesige Literaturkritik. Sein vollständig wiedergegebener Brief, jüngst arg zusammengestrichen in einem Kasseler Programmheft erschienen, handelt auch vom Streichen.

*

Schnee vom Frühjahr: Beim Aufräumen fand sich noch eine Ordnerreinweisung des DGB zum zurückliegenden 1. Mai in Düsseldorf. "Mit geführte Transparente dürfen die Breite von 2,50 m nicht überschreiten. Es dürfen nur hölzerne Fahnen- und Transparentstangen verwendet werden, deren Länge nicht mehr als 1,50 m und deren Durchmesser nicht mehr als 2 cm beträgt. Bei Verstößen gegen diese Auflage, vor allem aber beim Mitführen von Transparenten mit beleidigenden etc.etc. Aufschriften wird von uns aber *nichts* unternommen."

In Roman Ritters »Gespenstergeschichte« wird mit dem rechten großen Zeh der gleiche Punkt getroffen, auf den, gänzlich anders, Uwe Koch zielt, wenn er seine Erfahrung mit sich, seinesgleichen und der DKP beschreibt. In der Redaktion gab es bei der Lektüre ebenso erheiterte Zustimmung wie heftigen Widerspruch gegen eine doch kaum veränderte Haltung des ehemaligen Mitglieds, die wir verballhornt aus Kochs Text als "unbelehrbaren Pragmatismus" bezeichnet haben. Wenngleich von neueren Seelenlagen immer wieder in der Debatte berichtet wird - u.a. im Tonbandprotokoll eines Hedonisten »Sie müssen verstehen, es ging alles wie von selbst« (1/85) oder mit Klaus Kreimeiers »Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück« (11/85) - haben wir uns die DKP, deren Vorstand einst gegen das Erscheinen der Debatte protestierte, als direktes Thema bisher verkniffen, und eine große Zukunft — so wie die Dinge liegen — wird es in diesen Spalten auch kaum haben. Aber bei marxistischen Interessen lässt es sich ebensowenig völlig vermeiden, wie das Hindernis, auf das man aufgefahren ist, im Unfallbericht. Nun kann jedenfalls aus dem Verzicht auf Retourkutschen kein krampfhaftes Schweigen mehr werden — von dem Lichtenberg, wie von jedem Gegenteil, befürchtet hätte, daß es auch eine Form der Nachahmung sei.

"Übrigens, soweit nicht doch die Revolution, gibt es nichts anderes." So entdeckte Arnhelm Neusüss seinen großen Ideologieaufsatz (Debatten 4+5/86) mit dem Verweis auf eine Betroffenheiten (wie Parteilichkeiten) ignorierende Wissenschaft, die sogar ihr ideologisches Gegenteil nicht bloß leben lässt, sondern verstehen hilft.

Zu diesem Zweck hat Franziska Wiethold über »Die Angst vor dem Zweifel« geschrieben und Jacques Limburger sein »Traktat von der Möglichkeit, eher auf den Tod als auf den Teufel zu verzichten«. Von ganz auseinanderliegenden Anlässen ausgehend beschäftigen sich beide Aufsätze mit den aktuellen Bedingungen und Behinderungen zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, bzw. was das Innerste in der Welt hält.

Roman Ritter

Gespenstergeschichte

Ein Gespenst, das lange umgegangen war, kam eines Abends, ermüdet von seiner langen Wanderung über Stock und Stein, Feld und Flur, Müllhaufen und Minenfelder, durch Engpässe und Durststrecken, Fallgruben und Verkehrsnetze, vor ein großes Hotel. Das sah, vor dem fahlen Abendhimmel, inmitten eines verdornten Parks, mit leeren Fensterhöhlen unter dem durchlöcherten Dach, schon etwas heruntergewirtschaftet aus, aber das Portal, über dem in Leuchtschrift »Grand Hotel Imperial« stand, war doch prächtig poliert.

»Hier wird nicht gut sein«, dachte sich das Gespenst, das einfachere Herbergen gewöhnt war, »aber ich finde nun einmal heute nichts anderes mehr, und es gibt immer noch etwas Besseres, als im Regen zu stehen.«

Gesagt getan, das Gespenst schulterte sein Bündel, schob sich die Schirmmütze ins Genick, tat in seinen abgetretenen Stiefeln zwei Schritte vor und einen zurück und betrat die Hotelhalle.

Was für ein Glanz! Das Gespenst rieb sich verwundert die Augen. Tausendfach brach sich das Licht in der blauen Glasdecke, über der es strahlte wie von künstlichen Sonnen. Unter den Füßen gab der Grasteppe nach. Palmen ragten auf, dazwischen fremdartige Gewächse in wechselndem Grün, großblättriges Gebüsch; über phosphoreszierende Steine rieselte und schäumte ein betäubend duftendes Wasser. Schlinggewächse mit grellen und violetten Blüten überwucherten die Wände. Aus den aufgerissenen Schnäbeln durchsichtiger Vögel, deren Skelett filigrane Metallapparaturen waren, quoll Musik, dazu hüpfen sie im Balztanz. Schlangengleich wanden sich zwischen Lianen die Arme der Frauen, und im Unterholz glommen die Augen der Männer wie die von wilden Tieren. Die Luft war schwer und schwül, als ob es gewittern müsse.

Das Gespenst wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Bevor es »Potzblitz« sagen konnte, stand ein Askari vor ihm, auf der Schulter eine lange Stange, an der Tropenhelme und Schrumpfköpfe mit sonderbar lebendigen Augen hingen.

»Wünschen Sie einen Tropenhelm?«
»Nein«, sagte das Gespenst.

»Wenn Sie von der Folkloretruppe für den Ball apocalypse sind«, sagte der Askari, »dort ist der Aufzug für die Untergeschosse.«

»Gevatter«, sagte das Gespenst, »ich komme von weit her und suche ein

Nachtquartier. Es darf auch etwas Einfaches sein.«

»Wir sind besetzt.« Die Augenbrauen des Askari verschwanden unter dem Tropenhelm.

»Ich verstehe etwas von Installationarbeiten«, sagte das Gespenst. »Auch Heizungen. Abspülen. Umgraben. Faktor Psi«, flüsterte es.

Dem Askari sanken die Augenbrauen wieder in die Stirn.

»Weil du es bist«, sagte er und griff dem Gespenst ans Revers zwischen die Buttons. »Kollege. Ich bin auch nur ein einfacher Angestellter. Unten weiß ich einen Platz. Nur eine Absteige, und ganz geheimer soll es dort auch nicht sein. Die Röhren und die Ratten. Macht dir das etwas aus?«

»Nein«, sagte das Gespenst und lächelte seltsam.

Es war ein schmaler Raum neben dem Heizungskeller. Durch ein kleines vergittertes Fenster fiel ein Streifen Neonlicht, ein Fauchen und Wummern drang durch das Gemäuer, es roch muffig und sauer. Aber in der Ecke stand eine Pritsche, und darauf lag eine Decke. Das Gespenst zog seine Wanderstiefel aus, schob sich das Bündel unter den Kopf und machte sich dünn auf der Pritsche. Die Augen fielen ihm zu, aber dann kamen die Gedanken.

»In dieser Gegend bist du schlecht angesehen als Gespenst«, dachte es. »Kaum willst du auch nur ein klein wenig das Unterste nach oben kehren, schon giltst du als Landstörzer und findest weder Amt noch Würden. Ja, wenn wir unserer viele wären, das möchte ein lustiges Leben sein, und die Herren müßten nach unserer Pfeife tanzen.« Das Gespenst seufzte, so schwer war ihm das Herz geworden.

»Ich will nicht verzagen«, dachte es, »und mir einmal etwas recht Schönes vor Augen halten, als ob das Wünschen helfen könnte, es sieht ja keiner.«

Und es stellte sich das ganze Land und die weite Welt vor bedeckt mit grellen roten Blüten, zwischen denen es mit seinesgleichen wandelte, und — siehst du nicht! — sie waren aus Fleisch und Blut, bejubelt als Helden der Arbeit. Aber das Gespenst hatte in Gedanken ja Feierabend und fischte sich einen großen Eierkuchen und philosophierte.

Aber dann gingen die Gedanken, und es kamen die Träume. Der Boden unter den Füßen des Gespenstes begann zu schwanken. Es war ihm, als ob steinerne Gewölbe immer schwerer niedersanken. Schnell dachte es sich eine gerade Linie, auf der wollte es enteilen. Aber Schlinggewächse umschlängten es, hinter seinem Rücken klirrten stählerne Vögel, und die Linie wurde zum Seil, das sich wie eine Schlange davonwand.

Das Gespenst fiel in eine Gruft und wurde immer dünner und durchsichti-

ger, als ob es rein nichts wäre. Es presste sein Bündel an sich, um nicht alles zu verlieren, was ihm lieb und wert war, aber in dem Bündel rumorte und winselte es wie von Ratten, und das waren alle seine Fehler und Sünden, die nach ihm schnappen wollten. Einen Schrumpfkopf sah es vor sich mit sonderbar lebendigen Augen. Der Schrumpfkopf aber war sein eigener, und die Augen waren fremde. Sie funkeln in einem Gesicht, das schien ihm wie seines und war doch ein Wechselbalg: Ließ das Gespenst die Stirnader schwellen und brüstete sich mit seinen gespenstischen Erfolgen, starre ihn das andere fragend und durchdringend an. War sein eigenes Gesicht von der Anstrengung verzerrt, alle weil guter Dinge zu sein, grinste das andere spöttisch. Knirschte das Gespenst mit den Zähnen vor Wut, lächelte ihm das andere aufmunternd zu.

Das Gespenst schlug die Hände vor die Augen, da fühlte es sich schon an den Haaren gezupft, an der Nase gezogen und in den Hinteren gekniffen. Waren das Teufel und Hexen, die es höhnisch und boshaft zu Fall bringen wollten, oder waren es Faune und Elfen, die ihm aufzuhelfen gedachten? Das Gespenst fletschte die Zähne und drohte mit der Faust, aber das half nichts, jetzt wurde es auch noch an den Fußsohlen gekitzelt.

Es rappelte sich auf und wollte auf einen Sockel steigen, um den Quälgeister zu entgehen, aber der Sockel war aus Papier und knickte zusammen. Das Gespenst ruderte halsuchend mit den Armen, da warf es stockfleckige Schriften und ausgefranste Wimpel durcheinander, Gipsköpfe und hohle Phrasen, verdorrte Kränze und verblaßte Parolen, schlaffe Sprechblasen, abgestandene Pläne, vergilbte Dekorationen, verwelkte Nelken und abgestorbene Traditionen stürzten krachend und scheppernd übereinander. Im aufgewirbelten Staub sah es aus wie in einem Kramladen, durch den die Wilde Jagd gefahren war. Das Gespenst wußte nicht mehr, was oben und unten war, was links und rechts, ob es auf den Beinen oder auf dem Kopf stand.

In seinem Entsetzen war ihm, als zerfiele es selbst, und es krümmte sich zusammen. Damit seine Beine nicht in verschiedene Richtungen auseinanderliefen, trat es mit einem Fuß auf den anderen. Damit seine Arme nicht abfielen, hielt es die linke Hand mit der rechten fest. Damit es nicht mit verschiedenen Stimmen redete, biß es sich auf die Zunge. Da konnte es sich keinen Mucks mehr bewegen und war zu einem Standbild erstarrt. Es wähnte sich auf einem Friedhof, so geisterhaft still war es jetzt. Nebel stiegen auf und Schatten huschten hin und her.

»Wo bin ich hier«, dachte das Gespenst voll Angst, »ich will doch nicht gegen Schatten kämpfen und Grabsteine umstürzen und am Ende als Denkmal mich selbst! Ich bin doch«, rief das Gespenst verzweifelt, als es Mitternacht schlug, »ich bin doch kein Gespenst--«

Da saß es schon mit aufgerissenen Augen aufrecht auf der Pritsche. Und da sah es das Wesen vor der Pritsche stehen, weiß vermummt und ohne Gesicht, das Gespenst.

»Habe ich jetzt schon im Wachen Gesichte?« stammelte das Gespenst fassungslos. »Ich, als Materialist?« Aber das andere Gespenst, so klein es war, wich nicht und reckte sich noch höhnisch empor.

»Ha! Habe ich dich, Teufelsbraten! Der du mir wie ein Alp auf der Brust gesessen bist!« schrie das Gespenst und griff in sein Bündel. »Nimm die Beine unter den Arm! Oder ich werde dich lehren, einen braven Mann zum Narren zu halten! Hier bin immer noch *ich* das Gespenst!« brüllte das Gespenst und hatte den Revolver schon in der Hand. Es war ein altes Modell und leicht rostig, aber das Gespenst hatte sich nie von ihm trennen wollen.

Doch der Widersacher spreizte sich nur noch mehr. Und da schoß das Gespenst. Noch durch den Pulverdampf sah es ein weiteres Gespenst auftauchen, ein drittes, viertes und fünftes, bleich, nackt und boshaft nickend. »Zeigt euch!« tobte das Gespenst, »entlarvt euch! Damit ich die Fratze des Bösen sehe! Nehmt dies! Und dies! Und das!« Und das Gespenst schoß und schoß und schoß. Mit geschlossenen Augen. Spinnweben stoben, und im Keller war ein Ächzen wie von einer Leiche.

Am Morgen öffnete eine Putzfrau die Tür.

»Woher du kommen?« fragte sie das Gespenst, und weil es so bleich war: »Du nicht gut sein?«

Das Gespenst, auf dem linken Bein humpelnd, ging schweigend hinaus und die Treppe hinauf, die Zähne zusammengebissen. Kellner eilten geschäftig hin und her. Aus einem weiten, hellen Saal drang der Duft von Kaffee, frischen Brötchen und Honig. Damen und Herren plauderten miteinander, als sei nichts geschehen, die Beine bequem übereinander geschlagen.

Das Gespenst haßte sie.

»Wozu brauche ich Zehen«, dachte es, »bleibt mir doch noch mein großer Fuß! Und überhaupt: Was ein richtiges Gespenst ist, dem wachsen auch die Zehen wieder nach.« Beim nächsten Schritt schrie es auf vor Schmerz. Ein Kellner blieb stehen. Das Gespenst erkannte in ihm den Askari wieder. In der Hand balancierte er ein Tablett und auf der Stirn die Augenbrauen.

»Na, Kollege, schlecht geschlafen?« fragte der Kellner. »Bauchschmerzen?«

Das Gespenst humpelte wortlos weiter. Es hätte der Drehtür gern einen Tritt gegeben. Aber mit welchem Fuß?

Franziska Wiethold

Alles im Griff oder Die Angst vor dem Zweifel

1. 'Ich lasse mir von euch das wenige, was an Programmpositionen auf der linken Ebene noch da ist, nicht kaputt machen!'

Bei Angriffen auf die Debatte wiederholte sich eine Figur, die Thema dieses Artikels ist: Viele verweigerten Diskussionen über den Realitätsgehalt veröffentlichter Positionen mit dem Verdikt, die Debatte sei desorientierend, resignativ, perspektivlos und entmutigend. Aussagen wurden mehr nach ihrer sozialpsychologischen Wirkung beurteilt. Dabei fanden diese Debatten-Kritiker den penetranten Zweckoptimismus der UZ lächerlich, spotteten schon vor Paweks Artikel in der Debatte 1/84 über das Händchen-Halten in der Friedensbewegung und bezweifelten, ob die aktuellen Strategien ausreichten. Aber diese Zweifel wurden nur soweit zugelassen, wie sie das Gefühl, prinzipiell richtig zu liegen, nicht in Frage stellten. Ab da setzte eine innere Selbstzensur ein, bei der Angst um die eigene politische Stabilität zu spüren war. Ein Debatte-Leser kündigte das Abonnement u.a. mit folgendem Satz: "Die Redakteure und Artikelschreiber machen die DEBATTE zu einem Sektierersprachrohr, die das wenige - was an Programmpositionen auf der linken Ebene noch da ist - kaputt machen".

Aber auch bei denen, die die Begrenztheit der bisherigen politischen Strategien endlich offen diskutieren wollten, dominierte das Bedürfnis, schnell wieder Orientierung durch eine neue Strategie zu bekommen. Problematisch ist daran nicht das politische Ziel; jede marxistische Analyse zielt auf praktische Konsequenzen. Aber der damit verbundene Drang nach Sicherheit verführt dazu, notwendige analytische Schritte und Diskussionsphasen zu überspringen.

Das Problem ist nicht neu. Die Arbeiterbewegung hat eine lange Tradition mit falschen, zweckoptimistischen Prognosen, die Mut machen und eigene Stärke demonstrieren sollen: In der links-sozialdemokratischen Variante wurden immer neue Schleichwege zum Sozialismus durch schrittweises Zurückdrängen des Kapitalismus entdeckt; in der kommunistischen Variante wurde der baldige Verfall des Kapitalismus aufgrund seiner Fäulnis und der nachfolgende Sieg des Sozialismus vorausgesagt. Nachdem diese Prophezeiungen seit fast 100 Jahren überfällig sind, ist es um sie ruhiger geworden. Dafür dienen jetzt die je-

weiligen Protestbewegungen als 'Hoffnungsträger', die man in ihren Zielen überhöht, um auf sie setzen zu können. (Auch 'undogmatische' Sozialisten tun sich hier hervor.) Man setzt damit auf den Mechanismus der sich selbst erfüllenden Prophezeiung: wenn Hoffnungen durch optimistische Prognosen abgesichert werden, wächst die eigene Kraft und damit die Chance, die anfänglichen Hoffnungen auch durchzusetzen. Ohne optimistische Prognosen weniger Hoffnungen, weniger Kraft, weniger Erfolge. Ein Problem soll dadurch gelöst werden: Ist die Haltung des "Pessimismus des Verstandes — Optimismus des Willens" möglich? Kann man sozialistisches Engagement auch dann durchhalten, wenn man die eigene Situation für schwach und perspektivlos hält?

2. Die anfänglichen Hoffnungen von Marx und Engels: Der Kapitalismus treibt dem Proletariat die kleinbürgerlichen Wünsche aus.

Beide hielten wenig von der pädagogischen Haltung des 'Gut gemeint' und des 'Mut machens', sondern bekämpften mit bissiger Schärfe das kleinbürgerliche Bedürfnis, Konflikte zu verharmlosen, Erfolge zu überhöhen und sich von Anpassung an bestehende Machtverhältnisse etwas zu versprechen. Apelle an die Moral der Kapitalisten fanden sie abgeschmackt; Illusionen, im Kapitalismus Gerechtigkeit durchsetzen zu können ('ein gerechter Tagelohn für ein gerechtes Tagwerk') sollten schnellstens überwunden werden. Daß man mit Illusionen vorsichtig umzugehen hätte, weil Enttäuschungen mutlos machen könnten, erschien ihnen abwegig. Im Gegenteil: sie setzten auf die befreiende Wirkung zerstörter Illusionen. Marx unterstellte, daß die Zerstörung religiöser Hoffnungen auf ein besseres Jenseits "den Menschen enttäusche, damit er denke, handle, seine Wirklichkeit gestalte wie ein enttäuschter, zu Verstand gekommener Mensch". (»Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«, MEW 1/379) Erst enttäuschte Illusionen erlauben *realistische* Hoffnungen. Taktisches Verschweigen, welche Schwierigkeiten auf eine sozialistische Bewegung zukommen können, hielten Marx und Engels für gefährlich. So kritisierte Engels das SPD-Programm, das nach Aufhebung der Sozialistengesetze entstand: "Aus Furcht vor einer Erneuerung des Sozialistengesetzes, aus der Erinnerung an allerlei unter der Herrschaft jenes Gesetzes gefallene voreilige Äußerungen, soll jetzt auf einmal der gegenwärtige gesetzliche Zustand in Deutschland der Partei genügen können, alle ihre Forderungen auf friedlichem Wege durchzuführen... Dies Vergessen der großen Hauptgesichtspunkte über den augenblicklichen Interessen des Tages, dies Ringen und Trachten nach dem Augenblickserfolg ohne Rücksicht auf die späteren Folgen, dies Preisgeben der Zukunft einer Bewegung um der Gegenwart der Bewegung willen mag 'ehrlich' gemeint sein, aber Opportunismus ist und bleibt es, und der 'ehrliche' Opportunismus ist vielleicht der gefährlichste von allen." (»Zur Kritik des sozialdemokratischen Programmwurfs 1891«, MEW 22/234 f.)

Mit der These 'Nur theoretische Klarheit nützt' unterstellten sie nicht, daß die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus eigene materielle Kraft habe und

die Massen per se ergreifen und bewegen werde. Solche Idealisierungen kamen erst später in Form gefälschter, weil falsch übersetzter Lenin-Zitate wie "Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist" oder in Form der Becher-Hymne an Lenin "Er rührte an den Schlaf der Welt mit Worten, die wurden Maschinen...". Marx und Engels wußten, daß das Proletariat sich nicht in seine Rolle als revolutionäres Subjekt drängt, sondern zunächst Wege sucht, sich im Kapitalismus einzurichten. Aber - so ihre Vermutung - diese Stabilitäts- und Harmoniebedürfnisse seien im Kapitalismus nicht zu verwirklichen, da er durch ständige Umwälzung der Produktionsstrukturen unter den Bedingungen gesellschaftlicher Anarchie private Stabilität (Ehe, Familie, Wohnort) und berufliche Stabilität (Beruf, Qualifikation, Arbeitsplatz) immer wieder zerstöre. Engels behauptete z.B., daß deshalb im Proletariat Frauenunterdrückung nicht zu finden sei: "Wirkliche Regel im Verhältnis zur Frau wird die Geschlechtsliebe und kann es nur werden unter den unterdrückten Klassen, also heutzutage im Proletariat ... Hier fehlt alles Eigentum, zu dessen Bewahrung und Vererbung ja gerade die Monogamie und die Männerherrschaft geschaffen wurde, und hier fehlt damit auch jeder Antrieb, die Männerherrschaft geltend zu machen. Noch mehr, auch die Mittel fehlen; das bürgerliche Recht, das diese Herrschaft schützt, besteht nur für die Besitzenden und deren Verkehr mit den Proletariern; es kostet Geld und hat deshalb armutsshalber keine Geltung für die Stellung des Arbeiters zu seiner Frau ... Und vollends seitdem die große Industrie die Frau aus dem Hause auf den Arbeitsmarkt und in die Fabrik versetzt hat und sie oft genug zur Ernährerin der Familie macht, ist dem letzten Rest der Männerherrschaft in der Proletarierwohnung aller Boden entzogen - es sei denn etwa noch ein Stück der seit Einführung der Monogamie eingerissenen Brutalität gegen Frauen". (»Der Ursprung der Familie...«, MEW 21/73 f.)

Daran werden zwei Fehleinschätzungen deutlich: Marx und Engels haben die Zählebigkeit von Illusionen unterschätzt und damit die Möglichkeit, im Kapitalismus die eigene Unterdrückung psychisch zu kompensieren. Und sie haben die Möglichkeit unterschätzt, die der Kapitalismus auch objektiv dem Proletariat zur Entwicklung kleinbürgerlicher Strukturen eingeräumt hat und einräumen mußte. In den imperialistischen Ländern haben erhebliche Teile des Proletariats erträgliche Lebensbedingungen mit stabilen beruflichen, betrieblichen und privaten Beziehungen erreicht. Ein Facharbeiter oder Angestellter mit nicht-berufstätiger Ehefrau, Häuschen und langjähriger Betriebszugehörigkeit ist keine einsame Ausnahme. Abhängig Beschäftigte entwickeln mit 'ihrer' Arbeit und 'ihrem' Betrieb eine größere Identifikation als Marx es vermutete, weil er von einer ökonomischen Instabilität ausging, durch die der Arbeiter gleichgültig gegenüber seiner Arbeit werden müsse.

Marx und Engels stießen überall da, wo der Kapitalismus gegenüber einzelnen Gruppen des Proletariats Konzessionen machte, auf kleinbürgerliche Illusionen. Engels stellte fest, daß im imperialistischen England aus ehemals radikalen und gut organisierten Teilen der Arbeiterklasse Arbeiteraristokraten geworden sind, da sie ihren Lebensstandard dauerhaft sichern und dadurch ihren Frieden mit dem Kapital machen konnten (ausführlich zitiert in meinem Artikel »Stabilität und Wankelmut — Mythen um den Kern der Arbeiterklasse und die

Intelligenz», Debatte 10/85). Aber diese bei Lenin später als Opportunismus bezeichneten Tendenzen hielten sie für vereinzelt und für vorübergehend. Ihr damaliger Optimismus, daß das Proletariat quasi genötigt werde, aufgrund der Instabilität des Kapitalismus auch real revolutionäres Subjekt zu werden, war Ergebnis einer Analyse damals absehbarer Tendenzen des Kapitalismus. Diese haben sich geändert; und wir wissen heute mehr über die Psychostruktur und damit über die Stabilität von Illusionen.

Wenn aber — bei Anwendung des marxistischen Analyse-Instrumentariums — die optimistischen Prognosen zumindest für die absehbare Zukunft korrigiert werden müssen, welche Anziehungskraft verliert dann sozialistische Überzeugung? Wenn der Kapitalismus soviele Hoffnungen und Illusionen auf sich ziehen, bzw. in privaten Nischen einbinden kann, brauchen wir dann nicht umso mehr den großen *Gegenentwurf*, die *eigene Überzeugung*, um Hoffnungen auf uns ziehen zu können? Ist dann 'ehrlicher' Opportunismus nicht erfolgreicher als klare Analyse, die vielleicht mutlos macht und noch mehr schwächt?

3. Psychische Bedürfnisse und politisches Engagement

Auch Sozialisten bedürfen des Trostes, der Erfolgserlebnisse, des Wir-Gefühls und der Sicherheit in der eigenen Überzeugung; sie bedürfen dieser Emotionen auch dann, wenn politische Erfolge und marxistische Analyse sie — quasi als angenehmes Abfallprodukt politischer Arbeit — nicht liefern. Worauf läßt man sich ein, wenn man diese Bedürfnisse einbezieht und sie sogar als Bindemittel an die Organisation nutzt? Welche psychischen Bedürfnisse ebnen den Weg zu politischem Engagement; wie verhalten sie sich zu der Anforderung, mit einer materialistischen und nicht von Wunschdenken getrübten Analyse Strategien zu erarbeiten?

Die Psychoanalyse hat sich die materialistische Frage gestellt, wie Menschen mit einer repressiven Gesellschaft umgehen: Sie reduzieren ihre Bedürfnisse (Triebverzicht, Verdrängung), um so dem Schmerz der Enttäuschung zu entgehen; da sie damit auch die Glücksmöglichkeiten reduzieren, versuchen sie zusätzlich, sich anstelle des realen risikoreichen Glücks durch Rausch, Illusion oder Phantasie Glücksempfinden zu verschaffen. Im Gegensatz zur Marxschen Hoffnung auf die Sprengkraft enttäuschter Illusionen stellt Freud fest, daß diese Illusionen z.T. Ergebnis fast bewußter Selbstlügen sind, bei denen man mit der Ersatzbefriedigung vorlieb nimmt, weil die reale Befriedigung nicht zu bekommen ist: "Hier wird der Zusammenhang mit der Realität noch mehr gelockert, die Befriedigung wird aus Illusionen gewonnen, die man als solche erkennt, ohne sich durch deren Abweichung von der Wirklichkeit im Genuß stören zu lassen. Das Gebiet, aus dem diese Illusionen stammen, ist das des Phantasielebens; es wurde seinerzeit, als sich die Entwicklung des Realitätssinnes vollzog, ausdrücklich den Ansprüchen der Realitätsprüfung entzogen und blieb der Erfüllung schwer durchsetzbarer Wünsche bestimmt ... Aber man kann mehr tun, man kann sie (die Welt, F.W.) umschaffen wollen, anstatt ihrer eine andere aufzubauen, in der die unerträglichsten Züge ausgetilgt und durch andere

im Sinne der eigenen Wünsche ersetzt sind. Wer in verzweifelter Empörung diesen Weg zum Glück einschlägt, wird in der Regel nichts erreichen; die Wirklichkeit ist zu stark für ihn: Er wird ein Wahnsinniger, der in der Durchsetzung seines Wahns meist keine Helfer findet. Es wird aber behauptet, daß jeder von uns sich in irgendeinem Punkt ähnlich wie der Paranoiker benimmt, eine ihm unlieidliche Seite der Welt durch eine Wunschbildung korrigiert und diesen Wahn in die Realität einträgt. Eine besondere Bedeutung beansprucht der Fall, daß eine größere Anzahl von Menschen gemeinsam den Versuch unternimmt, sich Glücksversicherung und Leidenschutz durch wahnhafte Umbildung der Wirklichkeit zu schaffen. Als solchen Massenwahn müssen wir auch die Religionen der Menschheit kennzeichnen." (Freud »Das Unbehagen in der Kultur«, Kulturpolitische Schriften, Frankfurt, 1986 S.212 f.)

Freud hielt ein gewisses Maß an Verdrängung bzw. an Illusionen für eine fast notwendige Reaktion auf eine repressive Umwelt, die nicht nur Triebverzicht erfordert, sondern auch den Aufbau psychischer Widerstandsmöglichkeiten dagegen be-, wenn nicht verhindert. Das Ich erfährt eigene Bedürfnisse als negativ, weil sie bestraft werden, und muß sie unterdrücken; es erlebt die Umwelt als übermächtig, weil sie über Liebe und Zuwendung entscheidet. Das Ich erlebt die Entwicklung der eigenen Individualität — seine Auseinandersetzung mit der Umwelt — als schmerhaft und bedrohlich. Man weicht in Sehnsüchte nach einer heilen Welt aus, zieht sich in die Geborgenheit einer vertrauten Umgebung zurück, deren Anforderungen bekannt sind (Familie, Vereine usw.). In Beziehung zu der Umgebung, in der man sich durchsetzen muß, zwingt man sich, Sehnsüchte auszuschalten ('Gelobt sei, was hart macht!') und sich und die Umwelt durch ein festes Regelsystem 'in der Griff' zu bekommen; sowohl das eigene Ich als auch die Umgebung werden berechenbar und beherrschbar. Man muß hier nicht nur an Ordnungsfanatiker und Zwangskräfte denken, sondern z.B. an die berühmten Facharbeitertugenden wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit usw. ('Ich war noch nie krank'), bei denen aus der Not, sich kapitalistischen Zwängen zu unterwerfen, eine Tugend gemacht wird, um diese Zwänge besser ertragen zu können und daraus sogar noch Befriedigung abzuleiten.

Die ursprünglichen Bedürfnisse waren andere: Entwicklung eigener Fähigkeiten in der Auseinandersetzung mit der Umwelt; Entwicklung von Individualität in Beziehung zu anderen Menschen. Der Rückzug ist Ergebnis eines langen Prozesses, der immer wieder von neuen Hoffnungen und Versuchen unterbrochen wird. Ist also sozialistische Überzeugung und sozialistisches Engagement nicht die beste Möglichkeit, diesen Rückzug aufzuhalten?

Der Marxismus scheint alles zu vereinen, was Menschen von diesem Rückzug abhalten könnte: die große Idee der klassenlosen Gesellschaft, die der Sehnsucht nach Harmonie und Menschlichkeit eine materialistische Grundlage gibt; die umfassende Analyse historischer Gesetzmäßigkeiten, die dieser Idee eine praktische Zukunft und den Menschen Sicherheit gibt; die sozialistische Organisation, die Menschen aus ihrer Vereinzelung herauholt und ihnen die kollektive Kraft zum Widerstand gegen Unterdrückung gibt.

Die Faszination des Marxismus besteht in der Verbindung von solidarischer Gemeinschaft und kollektiver Macht, von großer Idee und wissenschaftlicher Analyse. Die Faszination ist zugleich seine Gefahr: er kann dadurch zum deus-ex-machina werden. Die Idee des Sozialismus, bzw. die sozialistische Organisation wird dann zum 'Hoffnungsträger', zum idealisierten Identifikationsobjekt, mit dem die Psyche hofft, die bisher erlebten äußeren und inneren Konflikte meistern zu können, ohne sich Schmerzen aussetzen zu müssen.

Die Suche nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält

Der Marxismus beansprucht, die grundlegenden Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Entwicklung aufgedeckt zu haben. Der Übergang zu einer sozialistischen und später kommunistischen Gesellschaft ist danach nicht nur wünschenswert, sondern Ergebnis objektiver Entwicklung. Die Geschichte einschließlich des Elends und der Unterdrückung bekommt einen Sinn; vereinzelte und undurchschaubare Erscheinungen werden in Zusammenhänge einordenbar; auch bisher unbekannte Gebiete werden mit dem Instrumentarium des dialektischen und historischen Materialismus erschließbar. Die Umwelt kann, da sie in ihren Mechanismen durchschaubar wird, gestaltet und beeinflußt werden. Die Faszination dieses Theoriegebäudes zeigt, wie tief das Bedürfnis vieler Menschen nach Erkenntnis, Einsicht in größere Zusammenhänge und nach Gestaltung ist. Es beschränkt sich nicht auf Intellektuelle, sondern beginnt mit der kindlichen Neugier und Entdeckungslust und endet häufig mit populärwissenschaftlichen Hobbies (Geschichte, Naturwissenschaften, Technik), die auch bei Arbeitern verbreitet sind.

Für Marx machte dies intellektuelle und gestaltende Bedürfnis erst den Menschen aus: befreite Arbeit, "damit die Arbeit travail attractif, Selbstverwirklichung des Individuums sei, was keineswegs meint, daß sie bloßer Spaß sei, ... Wirklich freie Arbeit, z.B. Komponieren ist grade zugleich verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung. Die Arbeit der materiellen Produktion kann diesen Charakter nur erhalten dadurch, daß 1. ihr gesellschaftlicher Charakter gesetzt ist, 2. daß sie wissenschaftlichen Charakters, zugleich allgemeine Arbeit ist, nicht Anstrengung des Menschen als bestimmt dressierte Naturkraft, sondern als Subjekt, das in dem Produktionsprozeß nicht in bloß natürlicher, naturwürchsiger Form, sondern als alle Naturkräfte regelnde Tätigkeit erscheint." (»Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie« S.505)

Freud hält "den Lustgewinn aus den Quellen psychischer und intellektueller Arbeit" zwar für eine der stabilsten Befriedigungen. "Das Schicksal kann einem dann wenig anhaben". Aber er hält diese Lust für sublimiert: sie kommt durch Libidoverschiebung zustande. "Derzeit können wir nur bildweise sagen, sie erscheinen uns als 'feiner und höher', aber ihre Intensität ist im Vergleich mit der aus Sättigung grober, primärer Triebregungen gedämpft; sie erschüttern nicht unsere Leiblichkeit." (»Das Unbehagen in der Kultur«, S. 211). Damit sind m.E. Triebe zu eng definiert. Freie Arbeit in dem von Marx beschriebenen

Sinne ist lustvolle, auch körperlich erregende Tätigkeit, die ein originäres Bedürfnis nach Erkenntnis und Gestaltung befriedigt. (Viele erinnern sich noch an ihr Herzklopfen, als sie zum ersten Mal den Mehrwert begriffen haben.) Trotzdem lohnt die Spekulation, welche kompensatorischen Bedürfnisse in dieses Erkenntnisinteresse eingehen. Der Faust-Wunsch, "daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält" war schließlich so stark, daß er sich der Magie und seine Seele dem Teufel verschrieb. Dieser Drang ist nur mit dem alten Traum zu erklären, daß das Denken - das Durchschauen von Gesetzmäßigkeiten - dem jeweiligen Menschen Macht über das Durchschaute gibt, es für ihn beherrschbar macht. Auch hinter der Formel "Wissen ist Macht" verbirgt sich die Hoffnung, durch intellektuelle Aneignung sich die Welt auch real aneignen zu können.

Freud beschreibt dies Phänomen am personalisierenden Denken des primitiven Menschen: "Meinen Sie denn, daß das Denken der Menschen keine praktischen Motive kennt, bloß der Ausdruck einer uneigennützigen Wißbegier ist? Das ist doch sehr unwahrscheinlich. Eher glaube ich, daß der Mensch, auch wenn er die Naturkräfte personifiziert, einem infantilen Vorbild folgt. Er hat an den Personen seiner ersten Umgebung gelernt, daß, wenn er eine Relation zu ihnen herstellt, dies der Weg ist, um sie zu beeinflussen, und darum behandelt er später in der gleichen Absicht alles andere, was ihm begegnet, wie jene Personen. Ich widerspreche also Ihrer deskriptiven Bemerkung nicht, es ist wirklich dem Menschen natürlich, alles zu personifizieren, was er begreifen will, um es später zu beherrschen - die psychische Bewältigung als Vorbereitung der physischen -, aber ich gebe Motive und Genese dieser Eigentümlichkeit des menschlichen Denkens dazu." (»Die Zukunft einer Illusion«, S.156)

Daß Marxisten nicht personifizieren, sondern im Zeitalter abstrakter Warenbeziehungen objektivieren, widerspricht dem Versuch nicht, die von Freud geschilderten Motive auch bei ihnen zu suchen. Wenn man Gesellschaft als Ergebnis von erkennbaren objektiven Gesetzmäßigkeiten analysiert, wird man damit seiner Umgebung und seiner Zukunft sicher. Die Beziehungen werden berechenbar. Eine sorgfältige Analyse vermittelt zwar reale Sicherheit; materialistische Theorie und psychisches Bedürfnis müssen sich nicht widersprechen. Aber sie kann nur begrenzt Sicherheit vermitteln, da die Dialektik ständige Überprüfung und das Denken in Widersprüchen verlangt. Überwiegt das Bedürfnis nach Sicherheit, so werden einer Analyse mechanische Gesetzmäßigkeiten und Prognosen abgezwungen, um entweder die Hoffnung zu befriedigen, daß ein einmal erkannter Mechanismus auch zu steuern sei ('Wissen ist Macht', "Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein"). Oder es dominiert die Hoffnung in Form des objektiven Idealismus, daß diese Gesetzmäßigkeiten notwendigerweise zum Sieg führen und damit eine fast mystische Kraft bekommen ('die Revolution wird siegen', "Die Nacht hat 12 Stunden, dann kommt schon der Tag"). Dem praktischen Zwang, beim Handeln 'alles in den Griff' zu bekommen, entspricht der intellektuelle Zwang, gedanklich alles voraussehbaren Gesetzmäßigkeiten unterordnen zu müssen. Analysen und Prognosen haf tet dann etwas von Beschwörungsformeln an, die man nur häufig genug wiederholen muß, um die Realität zu zwingen.

Die Sehnsucht nach der heilen Welt

In der Faszination der klassenlosen Gesellschaft verband sich früher die Erfahrung auswegloser Unterdrückung mit dem alten Traum von Menschlichkeit und Solidarität. Im 19. Jahrhundert erschien der Weg, im Kapitalismus dauerhaft seine Lage zu verbessern, noch als Illusion; die aufkommende Arbeiterbewegung und die Produktivkraftentwicklung ließen die Hoffnung zu, daß die für Sozialismus Kämpfenden die Früchte ihrer Arbeit ernten könnten.

Beides hat sich heute geändert: Eine sozialistische Umwälzung in den imperialistischen Ländern ist in weite Ferne gerückt; die Idee des Sozialismus hat gerade in der Arbeiterklasse durch den realen Sozialismus an Attraktivität verloren. Unbehagen an der Gesellschaft entwickelt sich mehr gegen die Form, in der der Kapitalismus seine Macht ausübt - Technik, Großbetrieb und Großorganisation als Ausdruck einer übermächtigen, kalten Welt, die Egoismus, Vereinzelung und Unterdrückung von Gefühlen mit sich bringt. Das Selbstbewußtsein, mit dem sich Sozialisten im 19. Jahrhundert die produktivere und humanere Nutzung der Produktivkräfte zutrauten ("was des Volkes Hände schaffen, muß des Volkes eigen sein"), ist weitgehend verschwunden. Es dominiert wieder, wie zu Zeiten der utopischen Sozialisten, die Sehnsucht nach Harmonie und Geborgenheit in einer kleinen Welt, in der die schmerzhafte Trennung zwischen Ich und Umwelt aufgehoben ist und man in eine überschaubare Gemeinschaft eintauchen kann.

Als politische Hoffnung verbindet sich dies meist mit romantischen Entwürfen, in denen Menschen sich in die Natur zurückziehen und damit aus Kälte und Vereinzelung befreit werden (die Idee des Matriarchats zog antikapitalistische Reaktionäre und Sozialisten ähnlich an). Als psychisches Bedürfnis verträgt sie sich mit den verschiedensten politischen Gegenentwürfen, wenn sie nur dem Individuum Sicherheit und Geborgenheit versprechen. Diese Hoffnungen beziehen sich bereits auf das aktuelle Verhältnis zur politischen Organisation; man will dort bereits Menschlichkeit und Solidarität erleben. Politische Organisationen waren nie nur Zweckbündnisse, sondern immer auch Selbsthilfe- und Solidargemeinschaften. Wenn aber aus dem Bedürfnis nach gemeinsamer Auseinandersetzung dasjenige nach Geborgenheit und Schutz vor der feindlichen Umwelt wird, dient politisches Engagement der Kompensation eines schwachen Ich durch Identifikation mit einer starken Organisation. Die Folge: Konfliktscheu, idealistische Überhöhung der Organisation als Heimatersatz und Abkapselung nach außen.

Sozialistische Organisationen haben häufig diese Identifikationswünsche nicht nur aufgegriffen, sondern sogar verstärkt. Aus marxistischer Dialektik werden dann Glaubenssätze im Stil des angeblichen Lenin-Zitats "Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist". Als Identifikationsobjekte und Hoffnungsträger werden 'positive Helden' angeboten. (In den Proletarischen Romanen der 20er und 30er Jahre, die heute noch mit Begeisterung gelesen werden, sind Kommunisten z.B. immer groß, männlich, sicher und unermüdlich, sozialdemokratische Verräter dagegen schleimig und weibisch; Bredel dichtet einem Betriebsrat eine

Kastratenstimme an.) Illusionäre Sehnsüchte haben gerade in Zeiten politischer Stagnation oder Rückwärtsentwicklung kurze Beine. Je größer die Diskrepanz zwischen dem Schein der eigenen Stärke und der Realität ist, desto eher folgt der enttäuschte Rückzug (die früheren 150%igen Gläubigen sind die rabiatesten späteren Ungläubigen); oder desto mehr Energien müssen aufgewandt werden, um diese Diskrepanz zu überdecken, ob durch Aktionismus, der reale Bewegung vortäuschen soll, durch Rückzug in kleine Gruppen (Lagermentalität) oder durch wachsende intellektuelle Abwehr, um sich Illusionen erhalten zu können.

Die Sehnsucht, alles 'im Griff' zu haben

Politische Bewegungen ziehen gleichzeitig Menschen an, die sich betätigen und sich durchsetzen wollen. Statt passivem Rückzug ins Geborgene dominiert Konfliktbereitschaft und Wunsch nach Auseinandersetzung. Die Bedingungen sozialistischer (auch gewerkschaftlicher) Arbeit erfordern diese Eigenschaften besonders: kollektiver Kampf bedarf einer verlässlichen Führungsstruktur; die dort Organisierten, die sich auch aus kultureller Unterdrückung befreien müssen, brauchen Lehrer, Strategen und Vordenker; soziale und politische Auseinandersetzungen erfordern Einheitlichkeit, Disziplin und Geschlossenheit, wenn sie gewonnen werden wollen. Damit werden an politische Funktionäre besondere Anforderungen gestellt, hinter denen sich der Wunsch nach narzistischer Anerkennung leicht verbergen läßt.

Diese Psychostruktur beruht entgegen ihrem Anschein nicht auf Ich-Stärke, sondern auf verdrängter Unsicherheit; gegenüber den eigenen Sehnsüchten nach Geborgenheit und dem Bedürfnis, Schwächen zeigen zu können, hat dieser Typus in Außenkontakte einen Panzer errichtet; der Umgebung nimmt er ihre Bedrohlichkeit, indem er sie durch ein System fester Verhaltensregeln kalkulierbar und beherrschbar macht. Seine psychischen Bedürfnisse werden dadurch befriedigt, daß andere schwächer sind und ihn als stärkeren akzeptieren.

Dem Narzißmus scheint zu widersprechen, daß Funktionäre der Arbeiterbewegung Zeit und Kraft für andere opfern. Aber Altruismus und Narzißmus widersprechen sich nicht. Als Helfersyndrom ist häufig beschrieben, daß das Engagement für andere eine eigene Befriedigung verschafft; sie ist Ergebnis einer Sozialisation, in der individuelle Bedürfnisse mit dem Argument, sie seien egoistisch, unterdrückt und statt dessen Rücksicht auf andere eingeübt und belohnt werden. Damit bleibt aber das Bedürfnis nach Anerkennung, das umso mehr befriedigt werden muß, je größer die Opfer sind, ob durch persönliche Dankbarkeit oder über die Sinngebung durch eine große Idee, die den Führer nochmals erhöht. So entsteht die Figur des 'unermüdlichen Kämpfers', dessen Stärke und Überlegenheit gleichzeitig das Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit der anderen und die Sehnsucht nach "Hoffnungsträgern" und Identifikationsfiguren befriedigt; der Kreis schließt sich.

Um gleich einem möglichen Vorwurf zu begegnen: In der Arbeiterbewegung haben viele Menschen ihr Leben lang gekämpft, sogar ihr Leben geopfert und

wurden in Führerrollen hineingezwungen, die sie eigentlich nicht haben wollten. Entgegen dem Brecht-Satz "Schlimm ist es um das Land bestellt, das Helden nötig hat" wurde aus ihrem Leben ein Mythos, aus ihren Opfern Tugenden gemacht. Dieser Mythos wird tradiert, indem die Arbeiterbewegung meist in großen Entscheidungssituationen vorgeführt wird - den großen Streiks, den Aufständen, den Phasen der Unterdrückung und Illegalität -, in denen heroische Opfer nötig waren, wenn man nicht untergehen wollte. Identifikation mit Führern und mit religiös überhöhten Ideen bringen eine Kraft hervor, auf die vielleicht in Ausnahmesituationen nicht verzichtet werden kann. Aber das Extrembeispiel — der Einsatz des sowjetischen Volkes im 2. Weltkrieg für Stalin und Vaterland — zeigt, wie dieser Heldenmythos auch zur Rechtfertigung von Massenterror genutzt werden kann. Allerdings werden solche Mythen, wenn auch abgeschwächt, sogar in normalen Zeiten aufrechterhalten. Warum muß daraus eine Organisationsstruktur gemacht werden, in der Funktionäre eine Führungsrolle ausfüllen müssen, mit der sie meist überfordert sind (und sich um so mehr gegen Kritik abschotten, um 'alles im Griff' zu behalten); und in der anderen, um das Bild der Einheitlichkeit und Stärke nach außen nicht zu stören, dieses "Gefürtwerden" nur mühsam ertragen. Der Nimbus hat sich häufig so verselbständigt, daß seine Aufrechterhaltung mehr Kraft kostet, als er selbst in seiner illusionären Form gibt.

3. Marxismus ist kein Therapieersatz

Menschen werden auch in einer normalen Sozialisation psychisch beschädigt und bringen diese beschädigten Bedürfnisse in die politische Arbeit ein. Politische Arbeit verringert oder verstärkt sie, auch wenn dies unbewußt geschieht. Wie die notwendige Distanz zu politischem Engagement entwickeln, also die psychischen Motive von den politischen trennen, um Politik nicht als Ersatzbefriedigung zu mißbrauchen?

Die traditionelle Arbeiterbewegung beschränkte sich meist darauf, Eigenschaften, die den Organisationsstrukturen und den praktischen Anforderungen äußerlich nützlich waren, zu verstärken und andere zu unterdrücken. Fabrikdisziplin galt als positiv, weil sie die für Klassenauseinandersetzungen notwendigen Eigenschaften vermittelte; der damit verbundene Kadavergehorsam wurde nicht gesehen oder sogar für positiv gehalten, wenn er sich auf die eigene Organisation richtete. Lenin, der die deutsche Haltung, für Revolutionen erst eine Bahnsteigkarte zu kaufen, verspottete, sah keinen Zusammenhang zu diesen von ihm gepriesenen Fabrikzugenden. Man verließ sich darauf, daß der praktische Klassenkampf die notwendige Psyche schon formen werde. Die Brecht-Warnung: "Auch der Haß gegen die Niedrigkeit verzerrt die Züge" blieb kaum beachtet.

Dies Konzept funktioniert heute nicht einmal mehr in seiner opportunistischen Form. Denn es beruht darauf, daß sich Teile der Arbeiterklasse fast selbstverständlich der Arbeiterbewegung zugehörig fühlen und ihr Führungskompetenz übertragen. Dies Zugehörigkeitsgefühl ist nur noch in traditionellen Bereichen

der Industriegewerkschaften zu finden. Es nimmt durch Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur und Arbeitsorganisation ab.

Viele Sozialisten setzen heute deshalb ihre Hoffnung auf neue Protestbewegungen, auf noch unverbrauchte Themen, Gruppen, Organisationsformen ('neue soziale Bewegungen'). Diese Hoffnung knüpft an die alte Erfahrung an, daß sich in Aufbruchphasen psychische Kraft durch politische Arbeit aufbauen läßt: Menschen befreien sich aus ihrer bisherigen Enge, entwickeln für sie unbekannte Fähigkeiten, bauen alte Vorurteile ab und gewinnen neue Erkenntnisse. Die Arbeiterbewegung lebt in ihrer Geschichte von diesen Phasen und jeder einzelne auch: Durch den ersten Streik, die erste Widerstandsaktion eröffnen sich Welten, die ahnen lassen, wozu man fähig ist. 'Nichts wird so sein wie vorher!'

Engels hat diesen Traum am Beispiel der ungelernten Arbeiter des Londoner Ostends formuliert; auf sie setzte er, enttäuscht von den gelernten Arbeitern der Trade-Unions: "Die Massen (des Londoner Ostends F.W.) waren roh, vernachlässigt, von der Aristokratie der Arbeiterklasse über die Achsel angesehen. Aber sie haben diesen einen unermäßlichen Vorteil: Ihre Gemüter sind noch jungfräulicher Boden, gänzlich frei von den ererbten, 'respektablen' Bourgeoisie-Vorurteilen, die die Köpfe der bessergestellten 'alten' Unionisten verwirren." (Vorwort zur englischen Ausgabe von »Lage der arbeitenden Klasse«, MEW 22/277 f.) Der jungfräuliche Boden ist die große Illusion - als ob sich eine neue Gesellschaft am ehesten mit denen errichten ließe, die von den Verführungen der alten noch unverdorben sind. Der Symbolgehalt dieses Ausdrucks verleitet dazu, als Heilmittel für die Arbeiterbewegung über eine unbefleckte Empfängnis marxistischen Gedankengutes nachzudenken.

Aufbruchssituationen halten nicht an; dem ersten Lernerfolg folgen mühselige Phasen von Kleinarbeit, für die der lang anhaltende Zorn benötigt wird, der seine Kraft nicht aus Augenblickserfolgen speisen kann. Bestehende psychische Strukturen werden in diesen Aufbruchphasen durch neue Verhaltensweisen nur überdeckt, nicht nachhaltig geändert. An die Stelle der großen Solidarität im Streik treten im Betriebsalltag wieder die alten Quereien, wenn man sich von den positiven Erfahrungen einen Automatismus erhofft hatte und sie nicht bewußt mit den alten Verhaltensweisen der Angst und Konkurrenz konfrontiert. Auf die Geschichte der Arbeiterbewegung übertragen: Entwicklung von Organisationsstärke, von Theorie und individueller Stärke kann in solchen Aufbruchphasen sich gegenseitig ergänzen und verstärken. Das neu Gelernte und das neu eroberte Terrain geben Mut für die Zukunft; Unbekanntes löst keine Angst mehr aus. Der Mechanismus der sich selbst erfüllenden Prophezeiung scheint zu funktionieren, man lernt im Vorwärtsgehen. Aber was tun, wenn dieser Mechanismus gestoppt wird, wenn mehr Macht und Reformen innerhalb des Kapitalismus mit den bisherigen Mitteln nicht zu erreichen sind? Denn der Kapitalismus läßt sich mit dieser 'Eigendynamik' nicht überwinden. In den folgenden Phasen der Stagnation rächt sich, wenn die Hoffnungen der Aufbruchssituation leichtfertig bestärkt und nicht kritisch reflektiert wurden. Daß viele Protestbewegungen wellenförmig ansteigen und wieder verebben, zeigt,

wie schnell Hoffnungen sich entzünden und wieder verlöschen, wenn Erfolgs erlebnisse (dieser ständig benutzte Begriff signalisiert bereits, daß es offensichtlich mehr auf das subjektive Erlebnis als auf den realen Erfolg ankommt) nicht mehr zu vermitteln sind.

Adorno hatte mit seiner Skepsis recht: "Unversöhnliche Gesinnung ist das Gegenteil von Wildheit, Neophytentum oder 'nicht-kapitalistischen' Räumen. Sie setzt Erfahrung, historisches Gedächtnis, Nervosität des Gedankens und vor allem ein gründliches Maß an Überdruß voraus. Immer wieder hat sich beobachten lassen, wie solche, die blutjung und nichtsahnend in radikale Gruppen sich einreihen, überliefern, sobald sie einmal der Kraft der Tradition gewahr wurden. Man muß diese in sich haben, um sie recht zu hassen." (»Die Wilden sind keine besseren Menschen« in: Th.W. Adorno, *Minima Moralia*, Ffm. 1964, S. 60)

Gramsci beobachtete das Gegenteil. Er beschrieb an der Situation vereinelter Arbeiter im italienischen Faschismus die Widerstandskraft eines religiös überhöhten Marxismus: "Wenn man im Kampf die Initiative nicht ergreifen kann und der Kampf selbst aus einer Reihe von Niederlagen besteht, wird der mechanische Determinismus zu einer erstaunlichen Kraft des Widerstandes, des Zusammenhalts, des obstinaten und geduldigen Durchhaltevermögens. 'Ich bin im Augenblick besiegt, aber auf lange Sicht arbeitet die Macht der Dinge für mich.' Der reale Wille verkleidet sich, in einem Akt des Glaubens an eine gewisse Rationalität der Geschichte, in eine empirische und primitive Form leidenschaftlicher Vorbestimmung, die wie ein Ersatz der Prädetermination, der Vorsehung, der konfessionellen Bekenntnisse aussieht." (»Philosophie der Praxis«, Ffm 1967 S. 140)

Also könnte doch ein Rückzug auf Illusionen Kraft zum Durchhalten vermitteln? Die Bedingungen, die Gramsci vielleicht richtig beschrieb, sind nicht übertragbar; dort wurde eine erstarkende Arbeiterbewegung durch den Faschismus unterdrückt. Heute ist sie geschwächt, weil die Idee des Sozialismus in den eigenen Reihen an Attraktivität verloren hat. Die westeuropäische Arbeiterbewegung ist in den letzten Jahren so schwach wie nie in der Nachkriegsgeschichte geworden; und zwar weniger durch Niederlagen in offensiven Auseinandersetzungen als durch Verlust der Überzeugungskraft in den eigenen Reihen. Es gibt keine starken Hoffnungen, die man in der Nacht der Unterdrückung versucht, für den kommenden Tag aufzubewahren.

Offen wird darüber nicht diskutiert. Stattdessen entwickelt sich eine politische Balance in der BRD-Linken, in der sich Pragmatismus und alte Hoffnungen, neue Strategien und Festhalten an der alten Stabilität mischen. Man gönnt sich emotionale Höhepunkte ("Tankstellen"), obwohl man weiß, daß die reale Bewegung der dort zelebrierten Emotionalität nicht entspricht. Man hält an bestimmten Organisationsstrukturen fest, obwohl sie für überholt und hinderlich gehalten werden; fordert neue Strategien und Konzepte, will aber die alten bestehen lassen, bis sie nahtlos und schrittweise durch eine neue Orientierung sich ersetzen lassen. Man fordert klare Gegenentwürfe, vermeidet aber politische Aus-

einandersetzungen in den eigenen Reihen, um die realen Differenzen nicht aufzudecken und diffuse Gemeinsamkeiten nicht zu gefährden. Diese Balance vermeidet Brüche, offene Auseinandersetzungen, große Enttäuschungen, federt ab und verbindet Widersprüchliches. Der Preis dafür ist hoch: Die Vermeidung theoretischer Klarheit erschwert es, der Dynamik des Kapitalismus in der Entwicklung polit-ökonomischer Strategien etwas adäquates entgegenzusetzen. Als psychische Haltung entwickelt sich durch diese Balance ein Selbstschutz in Form wachsender Distanz, Zynismus oder Reduzierung der politischen Ansprüche, die sich pragmatisch gibt. 'Der ehrliche Opportunismus opfert der Gegenwart einer Bewegung ihre Zukunft.'

Eine illusionslose Bestandsaufnahme der politischen Situation der Linken wird viele bitter enttäuschen; aber diese Enttäuschung ist produktiver als der 'ehrliche Opportunismus' oder die Flucht in Illusionen. Andere werden erleichtert sein; sie haben den lauten Optimismus längst als schal empfunden und das Ganze nur mitgemacht, weil sie Ausgrenzung und Verratsvorwurf fürchten. Ein enttäuschter, disillusionierter Marxismus wird ihn wieder für diejenigen attraktiv machen, die Erkenntnis und realistische Strategie suchen und nicht Heimatsatz.

Freud mißtraute den Sozialisten, da er den Eindruck hatte, sie erhofften sich allzu mechanisch von ökonomischen Veränderungen die Lösung (psychischer) Probleme. Er analysierte die Bedürfnisse, die sich hinter diesem mechanistischen Denken verbargen: "Ich beuge mich ihrem Vorwurf, daß ich ihnen keinen Trost zu bringen weiß, denn das verlangen sie im Grunde alle, die wildesten Revolutionäre wie die bravsten Frommgläubigen." (»Das Unbehagen in der Kultur«, S. 270) Er beharrte trotz seines Pessimismus' auf der Hoffnung, daß Menschen, denen man das süße Gift des Glaubens nimmt, schmerhaft lernen, sich auf die eigenen Füße zu stellen.

wenn zwei herzen für einander schlagen
kann das liebe sein
aber herzen können sich auch irren
dann fällst du herein

du darfst deinem herzen nicht vertrauen
herzen sind so dumm
sie machen ja den ganzen tag nichts anderes
als nur bum bum bum

Karl Heinz Scherfling

Man sollte von einer großen Liebe
niemals ganz genesen.
(Marguerite Duras)

Die Macht der Kommunisten

Bestimmt fällt es keinem leicht, einer Partei den Rücken zu kehren, zu der er sich viele Jahre bekannt hat. Wie schwer ist es doch erst bei dieser, die ganz anders ist als alle anderen! Sie zu verlassen erschien mir immer nur als Verrat möglich, niemals als Notwendigkeit aus Einsicht. In Louis Aragons Roman über Erinnerungslücken, *Blanche oder Das Vergessen*, murmelt ein eigenbröterischer Sprachwissenschaftler zur Erklärung, warum er niemals eingetreten ist: "Und dann, sagte ich, wenn ich mit euch nicht mehr einverstanden wäre, das kann passieren, dann müßte ich aus der Partei austreten. Darüber mußten sie lachen. Man konnte glauben, daß dies für sie undenkbar ist, daß für sie alles auf die Frage des Eintretens hinausläuft, und wenn man einmal Mitglied ist ..."

Es liegt nahe, hinter dem Ideal der lebenslänglichen Anhänglichkeit religiöse Gründe zu vermuten, wie sie den Kommunisten immer schnell nachgesagt werden, zumal den gutwilligen unter ihnen, den 'Idealisten'. Doch das wäre eine ganz falsche Fährte. Wer an den Himmel glaubt, muß darauf gefaßt sein, enttäuscht zu werden, aber diese Enttäuschung hat für niemand Beweiskraft. Warum es für ein Mitglied der kommunistischen Partei in der Regel undenkbar ist, seine Mitgliedschaft anders als durch Ausschluß oder Tod zu verlieren, hängt nicht mit simplem Glauben an die Unfehlbarkeit der Partei zusammen. Die meisten westdeutschen Kommunisten sind in dieser oder jener Angelegenheit unzufrieden mit ihrer kleinen Partei, viele sind durchaus in der Lage, beträchtliche Defizite zutreffend zu analysieren. Organisiert zu sein aber ist ein Prinzip, über das nicht pragmatisch verfügt werden kann. Auch der schlechten Partei muß die Treue gehalten werden, um sie in den Stand zu setzen, eine bessere Partei zu werden. Die dritte Sache ist über Tagesfragen erhaben. Wie oft führten wir Brechts Vers im Mund: "Wir können irren, und du kannst recht haben, also/ Trenne dich nicht von uns!"

Ich muß mir nicht vorwerfen, mir keine Gedanken gemacht zu haben, als ich eintrat. Allerdings gab es damals in den frühen siebziger Jahren auch einen gewissen Sog der Selbstverständlichkeit, denn jeder zweite von meinen Freunden wurde Mitglied. Mein Lateinlehrer wandte ein: "Diese Partei kann gar nichts erreichen, sie ist doch viel zu klein." Und ich entgegnete empört: "Sie ist die größte der Welt!" Ich war sehr zuversichtlich, daß sich notwendigerweise irgendwann einmal alles zu unseren Gunsten entscheiden müsse. Damals bestand der Rest der Welt aus Menschen, die sich irrten, von denen der eine Teil im

Laufe der Zeit eines Besseren belehrt werden würde, während der andere böswillig war.

Kurz vor dem Abitur mußten wir in der Schule einen Personalbogen ausfüllen, in dem wir nach Berufswünschen gefragt wurden und anderen Dingen, die den Direktor nichts angegingen. Ich wollte Berufsrevolutionär werden, schrieb ich, und bei Religionszugehörigkeit füllte ich aus "russisch-orthodox". Das blieb nicht das einzige Mal, daß ich damit kokettierte, Anhänger dieses festen Ideen-gebäudes zu sein, das meine Bekannten für gewöhnlich *dogmatisch* nannten, ausgenommen natürlich jene, die ihm selbst anhingen.

Zu dieser Zeit boten die Kommunisten verschiedene Attraktionen, nicht nur für einen Abiturienten, der sich darauf einrichtete, die Welt durch die Wahl eines sozialen und akademischen Berufes zu verändern. Die Auswirkungen von Acht- und sechzig waren ziemlich unverbindlich geworden, und die staatstragenden Reformen führten nicht weit. Die Partei bemühte sich, marxistische Grundsätze in der Politik zur Anwendung zu bringen, auch wenn das theoretische Interesse der meisten Mitglieder nicht allzu groß war. Aber selbst dieser Theoreimangel hatte für werdende Intellektuelle seine besondere Anziehungskraft, bedeutete er doch immerhin, daß auch die Praxis nicht zu kurz kam. Sah man von der Einfalt manches Parteitaktik ab, konnte man als Grundlage des organisierten Kommunismus eine Theorie von faszinierender Rationalität entdecken. Damals war die DKP mit ihrem Umfeld wirklich ein Zentrum marxistischer Diskussion, auf das sich Gegner wie Befürworter des Marxismus beziehen mußten. Wir nahmen an *Schulungen* teil, um uns den Marxismus anzueignen.

Da das Verständnis des öffentlichen Zusammenhangs, der Verkehrsformen und der Ideologiebildung dieser Gesellschaft zugeschüttet war, der freie Blick auf die Strukturen verstellt, wurde *Marxismus* zu einem Kennwort für Ergebnisse, die mühseliger Analyse entsprungen zu sein schienen, auch wenn deren Entstehungswege und Schlußfolgerungen nicht im einzelnen nachvollziehbar waren. Wir wußten, daß die Welt meist anders war, als sie äußerlich schien, und konnten nicht alles selbst überprüfen. Deswegen war es gerechtfertigt, manches Nachdenken an andere zu delegieren und auf Einzelergebnisse zu vertrauen, sofern ihre Übereinstimmung mit dem Kennwort versichert wurde.

An der Universität hörte ich einen Philosophieprofessor, der sehr merkwürdige Auffassungen vom Boden der Tatsachen hatte. Wenn ich ins Haus gehe, fragte er, wieso soll dann der Baum vor der Türe noch existieren, wo ich ihn doch nicht mehr sehe und mir niemand sein Dasein beweisen kann? Er war ernsthaft der Meinung, der Baum existiere nur so lange, wie er in seinem Bewußtsein sei. Das wollte mir überhaupt nicht einleuchten. Schon gab es wieder einen Grund mehr für mich, Marxist zu sein.

Ich lernte von der Dialektik zwischen Bewußtsein und Tat. Manche Dinge klären sich ganz einfach dadurch, daß man etwas unternimmt. Das war schon in der Schule so gewesen. Die Linken waren in Ordnung und bereit, etwas Verbotenes zu tun. Etwa einmal im Schuljahr gab es eine Demonstration während

der Unterrichtszeit oder eine Versammlung vor dem Zimmer des Direktors. Die rechten Langweiler waren der Meinung, das sei undemokratisch.

Ich lernte hinter Worten nach Interessen zu fragen. Das läßt sich auch anderswo lernen, aber ich gehörte zu den gar nicht wenigen, die es in der Partei lernten. Ich lernte, gemeinsame Sache zu machen. Ich versagte, ich verhielt mich egoistisch oder blamierte die gemeinsame Sache in der Öffentlichkeit, und die Ge- nossen wiesen mich zurecht, wenn wir unter uns waren, aber draußen verteidigten sie, was ich gemeint hatte und bügeln aus, was ich angerichtet hatte.

Ich lernte, daß ich in einem fremden Land zu fremden Menschen gehen konnte und mich das rote Büchlein zum Freund mache, dem sie stolz erzählten, wie es bei ihnen zugegangen und über den sie sich freuten. Denn weil ich, weit weg von ihnen, offenbar für dieselbe Sache arbeitete, fühlten sie sich dem fernen Ziel nicht mehr ganz so fern.

Und dann die alten Leute, die schon gegen Hitler gekämpft hatten ... In der Schule kannte man ja nicht einmal das Wort *Widerstandskämpfer*, es gab nur *Opfer der Gewaltherrschaft*. Welche Faszination ging doch von diesen revolutionären Großmüttern aus oder von gesetzten Herren, die schon oppositionell gewesen waren, als das noch etwas kostete, und die wir plötzlich dutzen durften! Seither und bis heute fürchte ich mich davor, die alten Gennossinnen zu enttäuschen.

Die praktische Politik in diesen Jahren der Prosperität war meistens vernünftig, die Strategie der Kommunisten bewegte sich glaubwürdig zwischen dem Machbaren und dem, was nötig gewesen wäre. Die Partei trat dafür ein, den Pakt der Sozialpartnerschaft aufzukündigen, den SPD und Gewerkschaften aufrechterhielten, und vertrat den Anspruch, die tatsächlichen Produzenten sollten die wirtschaftliche und politische Macht übernehmen. Außenpolitisch arbeitete sie daran, den Widerstand gegen Kooperation zu verringern, was den Osten betraf, und den Widerstand gegen Komplizenschaft zu erhöhen, was die Dritte Welt betraf (allerdings ohne sich genauer über die Kosten auszulassen, die deren Be- freiung für die westdeutsche Arbeiterklasse bedeuten würde). In Gewerkschaf- ten und Universitäten, in der Sozialarbeit und den freien Künsten, allüberall sammelte die kommunistische Strömung eine nach Zahl und Kompetenz relevante Anhängerschaft. Freilich konnte ich mir schon damals nicht vorstellen, daß die Bundesrepublik eines Tages so aussehen würde, wie es in den *Thesen des Düsseldorfer Parteitags (1971)* beschrieben wurde. Fürs erste kam es auf den Weg dahin an. Der Kommunismus sollte als politische Kraft in der Bundesrepublik etabliert werden, wie er es in Frankreich oder Italien war — wir nann- ten das, die Partei in der Arbeiterklasse verankern. Wir waren uns damals noch einigermaßen sicher über die Klassenstruktur unseres Landes.

Was uns am meisten zu behindern schien, war, daß die Leute in der Nachbarschaft uns nicht kannten. Also wurden wir als Kommunisten lebendig und be- wiesen, daß wir Stadtteilfeste organisieren können, und wir waren auch ganz entschieden für mehr Kindergärten. So überwanden wir ihre Vorurteile. Sie fan-

den uns ganz sympathisch. Wir stellten erstaunt fest, daß jedes Mitglied der DKP in seinem Bekanntenkreis als Ausnahme galt, die ganz anders ist, als man es den Kommunisten zugetraut hätte. Doch bei aller persönlichen Sympathie störte die Leute irgend etwas an unserer Politik. Sie wollten uns nicht wählen. An den Stadtteilfesten und Kindergärten konnte es eigentlich nicht liegen. Ste- reotyp, aber richtig, stand nach jeder Wahl auf Seite zwei der UZ, daß der Ein- fluß der DKP größer sei, als es sich in diesem Wahlergebnis widerspiegeln. Für allen Mangel an Zustimmung gab es in der Parteisprache ein plausibles Wort: Daß so viele gegen die Kommunisten waren, lag am *Antikommunismus*. Die vernichtenden Wahlergebnisse der DKP wurden fast ausschließlich dem Wirken organisierter Gegenkräfte zugeschrieben, einer psychologischen Kriegsführung der herrschenden Klasse, die sich immer neue Manipulationsmethoden ausdachte, weil sie sich offenbar täglich sorgen mußte, wie die Kommunisten klein gehalten werden könnten. Die Bereitschaft, sich selbst wichtiger zu nehmen, als andere einen wichtig nahmen, und die Gewohnheit, sich stets aus hi- storischer Mission zu erklären, verstellt uns schon damals manchen Blick auf die Wirklichkeit.

Es ist aber nicht so gewesen, daß wir uns die Welt immer zu einfach gemacht hätten. Die Welt war einfach: Das Land, in dem wir aufgewachsen waren, seine politischen Institutionen, sein gesellschaftliches System gehören auf die Seite der widerlegten Geschichte. Draußen befindet sich die bessere Hälfte der Welt, der wir uns im Inland zurechnen dürfen — als verfehlte, aber aufrichtige Gruppe. Im organisierten Kommunismus ist ein grundsätzlicher Sinn aufgehoben, was die Befreiung der Dritten Welt, die Ernährung der Menschheit und die Verhinderung von Kriegen betrifft. Er vertritt die Vernunft, was das Produ- zieren angeht, und er vertritt den Humanismus, denn er ist für das Lesenlernen und die Lieder.

Bei den Weltfestspielen im Sommer 1972 stand ich abends mit zehntausenden anderen auf dem Bebelplatz, einem klassizistischen Seitenschiff von Unter den Linden, unweit der Stelle, wo sich die Touristen immer wundern, daß vor ei- ner Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus Soldaten im Stechschritt par- adieren. Ich akzeptierte das, wo doch die Soldaten der Bundeswehr kein einzi- ges antifaschistisches Denkmal bewachten, nicht mit und nicht ohne Stech- schritt. Auf dem Platz hörten wir, unter freiem Himmel vorgetragen, Beetho- vens Neunte in der Akustik von Schinkels Architektur. Nach einem heißen Au- gusttag waren Regenwolken aufgezogen, doch das Gewitter begann nicht. Erst in jenem Moment, als die letzten Akkorde der Ode verklungen waren, ging ein Wolkenbruch über uns nieder, und ich war überzeugt, daß er bis dahin nur durch die Klänge der siegesgewissen Vernunft zurückgehalten worden war. In der Zeit des Optimismus habe ich nämlich auch einige spirituelle Zusammen-hänge akzeptiert, die wir uns als Marxisten eigentlich nicht zubilligten, ohne die man allerdings nicht immer auskommt, wenn man seine Kraft nicht aus Er- folgen, sondern aus Zuversicht schöpfen muß.

Das Zusammentreffen von Jugend, Kunst, Aufklärung und DDR auf dem Ost- berliner Bebelplatz drückt zugleich die Synthese aus, die diese Begriffe in mei-

nem Leben eingegangen waren. Eine emotional gefestigte Idee des Zusammenhangs war entstanden, die ich der ökonomischen Macht des Zusammenhangs in der Bundesrepublik gegenüberstellen konnte. Diese Idee war ein übergeordnetes Ganzes, das von den unerfreulichen Einzelerscheinungen des Sozialismus nicht widerlegt wurde. Die Hausordnung des Zwickauer Lehrlingsheims, das wir bei einer Delegationsreise kennenlernen, oder die Ausbürgierung eines Liedermachers, das waren Überspitzungen, die wegen der Schärfe der internationalen Auseinandersetzung zu entschuldigen waren. Niemand verlangte von uns im Westen, daß wir es begeistert billigten, obwohl sich auch dazu manche berufen fühlten. Und die entfernteren Katastrophen? Kamputschea oder die Schießereien in gewissen Zentralkomitees? Wir wollten es nicht glauben, und als wir es endlich glauben mußten ... Die Sowjetunion kann nicht alles unter Kontrolle haben. Dort wenigstens kann so etwas seit dem XX. Parteitag nicht mehr passieren. Die Gegenwart ist eine aufgezwungene. Solange der äußere Feind nicht besiegt ist, herrscht auch im Innern des Sozialismus das Kriegsrecht, natürlich.

Ich kann nicht behaupten, daß ich heute sehr viel weniger pragmatisch denke, was den Humanismus in der internationalen Politik betrifft. Jedenfalls ist die Rote Armee in Kabul besser als Khomeini, scheint mir, oder Jaruzelski besser als Woytila. Aber die Widrigkeiten der unzulänglichen Gegenwart waren doch leichter auszuhalten, als ich eine sozialistische Zukunft vor Augen hatte, die alle Schäbigkeiten des eigenen Lagers bereinigen würde, die bis dahin als vorübergehend verteidigt werden mußten.

Es gibt Leute, die den um sich greifenden Verlust an Optimismus als eine Art von Kapitulantentum interpretieren, als Bereitschaft, dem Druck nachzugeben ... die Segel zu streichen, jetzt, wo man nicht weiß, aus welcher Richtung der Wind bläst. Für mich stellt es sich eher umgekehrt dar. Ich unternehme etwas, um die Lethargie zu überwinden, seit ich überzeugt bin, daß der alte organisatorische Zusammenhang ein selbstverschuldetes Zurückbleiben hinter der Wirklichkeit bewirkt.

In der kommunistischen Partei bestand seit jeher ein Spannungsverhältnis zwischen dem emanzipatorischen Anliegen, das nach draußen zu vertreten war, und den Strukturen, in denen diese Arbeit im Innern, auch im Innern jedes einzelnen Mitglieds, gestaltet wurde. Ich habe dem lange Zeit keine Bedeutung beigemessen. Solange die richtige Politik dabei heraustrat, interessierte mich das treuherzige Festhalten an überkommenen und vom Osten übernommenen Statuten keineswegs. Solange ich von der äußeren politischen Vernunft überzeugt war, kümmerte mich die innere organisatorische Dummheit nicht.

Das hat sich geändert, seit die Bedingtheit von Form und Inhalt böse auf sich aufmerksam macht. Denn die Krise der DKP hat zwar auch äußere Gründe. Es gibt Faktoren, von denen kaum eine westeuropäische kommunistische Partei verschont bleibt und die aus den veränderten Strukturen der Klassen resultieren. In der Bundesrepublik ist mit der grünen Partei nicht nur ein parlamentarischer Faktor, sondern eine dominante Strömung der oppositionellen Bewegungen überhaupt aufgekommen, die von den Traditionen der Arbeiterbewegung

weitgehend unberührt ist und die Kategorie des Klassenkampfs innenpolitisch kaum und außenpolitisch auch nur mit Einschränkungen akzeptiert.

Doch statt die neuen Bedingungen zur Kenntnis zu nehmen, statt die Praxis als Kriterium der Wahrheit anzuerkennen, wurde in unseren Reihen das Wort von den *neuen Fragen* konsequenzlos im Munde geführt. Für neue Fragen sind nämlich zwei oder drei Prokuristen zuständig, und die sitzen in einem Haus mit Telefonen, und die anderen werden gebeten, neue Fragen erst dann zu stellen, wenn die Prokuristen sich eine Antwort ausgedacht haben. Die DKP erweist sich als unfähig, aus ihren Niederlagen Schlußfolgerungen zu ziehen und sich im öffentlichen Gefüge der Bundesrepublik an eine veränderte Rolle zu gewöhnen, die sie vielleicht als organisierendes und unterstützendes Zentrum der Aktion und der Theoriebildung in den Bewegungen spielen könnte, unter Aufgabe dieses traditionellen Parteianspruchs, der seit 80 Jahren *Partei neuen Typs* genannt wird. Mit dem Hinweis, Lenin selbst sei es doch gewesen, der die Prinzipien des Statuts verfaßt habe, wird die organisierte Diskussionsverhinderung als Prinzipienfestigkeit ausgegeben.

Ich habe wahrscheinlich nicht lange genug Parteischulungen besucht, um das zu verstehen. Zaghafte in den alten Schriften blätternd, erfahre ich von einem Streit um den damaligen Paragraphen 1 des Statuts der SDAPR, wobei einem gewissen Martow gehörig der Kopf gewaschen wurde für seine Forderung, man solle jeden, der guten revolutionären Willens sei, in die Partei aufnehmen, wogegen sich Lenin mit der Forderung nach einer konspirativen Kaderpartei durchsetzte. Wenn ich es jedoch recht bedenke, hat es die DKP seit ihrer Gründung 1968 niemals anders gehalten als gemäß den Vorstellungen des unterlegenen Genossen Martow. Warum auch nicht? Das Rußland von 1903 brauchte wohl eine verschwörerische Organisation. Die Bundesrepublik der siebziger und achtziger Jahre braucht gewiß keine. Woran die Verfassung der DKP krankt, ist, daß man sich nach unten für eine Massenpartei entschieden hat, zu der jeder Zutritt hat, weil er ohnehin wenig entscheiden darf, und in den oberen Etagen einen konspirativen Zentralismus pflegt, nach dem selbst die zaghafteste Äußerung von Kritik in den Leserbriefspalten der Parteizeitung zuvor von höchsten Gremien beschlossen werden muß.

Hinter den Veränderungen der Produktionsweise und damit der Lebensweise, den Veränderungen des Klassengefüges und damit des linken Bewußtseins, also der politischen und der privaten Kultur ist die DKP zurückgeblieben. Nicht nur in ihren Aussagen, auch in ihren Ausdrucksformen von Bannertragen bis *Solisingen*. In den den letzten zehn Jahren ist die politische Kultur des Parlamentarismus nachhaltig verändert worden, und an dieser Veränderung hatten die Kommunisten oft nur als Nachzügler Anteil. Das Mißtrauen gegen Berufspolitiker ist allgegenwärtig, es entstanden Begriffe wie *Gegenöffentlichkeit*, *informeller Zusammenhang* und *zweite Gesellschaft*. Während man überall bereit war, wenn schon nicht Neuland, so doch zumindest den Rasen zu betreten, behielt die DKP den Schlips an. Ihre Repräsentanten lassen sich in der Parteizeitung "Politiker" nennen, gerade zu dem Zeitpunkt, wo jeder das Wort als Beschimpfung empfindet, und sie versuchen, bei parteiinternen Auftritten

und jenen seltenen Gelegenheiten, wo sie in den Medien als Exoten der Welt des Pluralismus vorgeführt werden, Teddy-Thälmann-Rhetorik aus besseren Tagen zu imitieren, freilich mit dem gewinnenden Lächeln des Anlageberaters von nebenan und im grauen Einreicher, der irgend etwas an Seriosität gutmachen soll. Diese lieblose Biederkeit läßt sich nicht nebenbei durch ein paar — mit Rücksicht auf die *Jugend* — witzige Plakate ausgleichen und auch nicht durch die ständige Forderung nach *phantasievollen* Aktionen.

Und auch die Frage nach den Konsequenzen aus dem letzten Parteitag der KPdSU ist noch nicht beantwortet. Wenn die relative Überlegenheit des real existierenden Kapitalismus dort nüchtern bilanziert worden ist und das Nebeneinander der beiden Systeme zu den für unsere Lebzeiten überschaubaren Zeiträumen nicht mehr in Frage gestellt wird, müßte dann nicht auch in der Bundesrepublik daran gedacht werden, daß die Organisationsformen der Revolutionäre den Gesellschaften angepaßt sein sollten, die sie verändern wollen? Konkret: daß die innere Meinungsbildung der kommunistischen Partei den Strukturen ähneln sollte, in denen demokratische Öffentlichkeit in diesem Land organisiert ist?

Da gibt es diese Ereignisse, die kein Außenstehender begreifen kann. Ein Delegierter auf einem Parteitag hält einen ganz und gar unerwünschten Diskussionsbeitrag — gegen die Atomenergie und gegen einige Mißstände in der Partei. Der Parteivorstand beschließt einige Wochen später, dieser Beitrag sei *verantwortungslos, selbstherrlich und parteischädigend* gewesen. Der Bezirksvorstand des Delegierten entschuldigt sich dafür, diese Rede nicht verhindert zu haben. Der Partevorsitzende beklagt, der betreffende Genosse habe dem Parteitag *eine andere Richtung* geben wollen. Er sagt nicht, wer dem Parteitag die Richtung geben darf.

Ich bringe hier keine intimen Kenntnisse an die Öffentlichkeit, ich bin da prüde. Bei einer Scheidung soll man schweigen über die geheimen Schäbigkeiten aus der Zeit, in der man noch zusammen war. Aber was ich hier aufzähle, hat in der UZ gestanden. Früher habe ich mich oft bemüht, andere nicht unnötig aufmerksam zu machen auf das, was in der UZ steht, denn das hätte ihren letzten Rest von Sympathie gefährdet. Am 1. Mai verteilte Thomas Ebermann in Hamburg kommentarlos Kopien des UZ-Leitartikels zu Tschernobyl. Ich frage mich: Wenn ein DKP-Mitglied ihm beim Verteilen geholfen hätte, wäre das eigentlich *parteischädigend* gewesen?

Die abnehmende gesellschaftliche Bedeutung der DKP wird durch Entfaltung innerparteilicher Macht ausgeglichen, so, wie ihre Repräsentanten Überzeugungskraft durch Stimmkraft zu ersetzen suchen. Sie vertrauen keineswegs darauf, daß der Marxismus uns und anderen eine Hilfe bei der Beantwortung schwieriger Fragen sein kann, deshalb sind sie auch nicht geneigt, sich im Vertrauen auf diese Produktivität in eine Diskussion mit ungewissem Ausgang einzumischen. Statt dessen sehen sie in einer Welt voller Widernisse, die sich nicht nach Wille und Vorstellung gestaltet, innere Feinde am Werk. Eine Suche nach Saboteuren wird eingeleitet, die wegen ihrer intellektuellen Raffinesse für

die Enttäuschungen des Lebens verantwortlich gemacht werden können.

Unbelehrbarkeit ist manchmal für den aufrechten Gang erforderlich, aber eben nur manchmal. Und daß ein Weg beschwerlich oder ein Standort unbequem ist, macht ihn noch nicht zum richtigen. Allerdings frage ich mich: Warum kommen mir diese Gedanken erst jetzt? Die Strukturen, die eine offene Diskussion innerhalb der Partei verhindern, habe ich lange Jahre geduldet, sogar verteidigt. Was gibt es heute, das ich vorher nicht wußte? Vor Tschernobyl zum Beispiel, das für unsere Wohngebietsgruppe zwar nicht der Grund, aber doch der Anlaß geworden ist, endgültig auseinanderzugehen. Ich wußte vorher, daß demokratisch kontrollierte Atomkraftwerke ebenso in die Luft fliegen können wie präzisionstechnisch überwachte. Ich wäre da sogar eher für Präzisionstechnik gewesen als für die Mitbestimmung. Und ich vermutete natürlich, daß es in östlichen Atomkraftwerken mit der Demokratie auch nicht weit her ist, jedenfalls ... man muß einen sehr weiten Begriff von Demokratie haben und es irgendwie aus dem großen Zusammenhang ableiten. Warum also blieb ich? Warum blieben viele meiner Freunde? Mitglieder, die der DKP nicht einmal bei jeder Wahl die Stimme gaben, in Grundeinheiten, die den Verkauf der UZ seit Jahren eingestellt haben? Wir scheuteten uns, abtrünnig zu werden, ohne einen Verbesserungsvorschlag gemacht zu haben, wir hatten Angst vor dem, was werden sollte ohne Zusammenhang.

Wir glaubten, dieser Zusammenhang repräsentiere gewisse übergeordnete Prinzipien, die nach wie vor richtig sind, ganz unabhängig davon, in welcher Verfassung sich dieser Zusammenhang befindet. Eine Art Generalvermutung von der Unabdingbarkeit einer und damit dieser kommunistischen Partei trug dazu bei, daß wir es solange ausgehalten haben, untätig und ratlos, zynisch gegenüber der eigenen Partei und in der Gewißheit, jede Kritik eines Außenstehenden an der DKP durch noch viel radikalere Kritik übertreffen zu können. Und dabei verhielten wir uns auf den parteioffiziellen Versammlungen anders, folgten achselzuckend dem Gruppendruck, intervenierten nur manchmal solidarisch-kritisch, aber manchmal setzten wir uns auch erschrocken von anderen Kritikern ab. Wenn ein Mutiger ungestüm das gesagt hatte, was wir zu Hause auch dachten, dann hatte er es nicht ganz richtig gesagt ... man muß schon aufpassen, daß kein falscher Zungenschlag entsteht, bei aller kritischen Diskussion, man darf nicht über das Ziel hinausschießen, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten ...

Auseits der peinlichen Alltagsarbeit, später auch in den Initiativen und Bewegungen mit gebremstem Einsatz, blieben wir doch dieser Gemeinschaft treu, die längst keine der Gleichgesinnten mehr war. Es gibt eine sonderliche Macht der Kommunisten. Sie besteht aus unserem Wissen, daß dies keine Partei wie jede andere ist, aus ihrem emotionalen Magnetfeld, das stärker wirkt als die Zentrifugalkraft der Vernunft, und aus der Furcht, jenen Recht zu geben, die es schon lange gewußt hatten: Der bleibt nicht treu, das ist ein Intellektueller.

Es ist nicht einfach, Menschen zu enttäuschen, die ein halbes Jahrhundert lang Unvorstellbares auf sich genommen haben. Auch über die jüngeren Unentweg-

ten, die kurz vor Mitternacht noch Plakate kleben, wenn wir nach der Friedensgruppe froh sind, beim Retsina zu sitzen, kann ich nicht einfach lachen.

Aber gerade die Lethargie ist es inzwischen, die manchen Intellektuellen an das kleine Buch bindet. Der Austritt hinterläßt eine beängstigende Leere. *Wer die Welt verändern will, braucht Genossinnen*, hieß es nicht so? Daß es notwendig ist, organisiert zu sein, das ist auch so ein vertrautes Gefühl in unserem Weltbild. Welche Alternative gibt es denn, wenn du Marxist bleiben möchtest? Unsere kleine Vereinswelt links von den Ministerämtern ist leider nicht so gut eingerichtet wie das Intercitynetz, wo der nächste Zug immer abfahrbereit auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig wartet. Es ist in der Tat wenig, nur zu wissen, daß man die anstehenden Bewegungen unterstützen wird. Aber in der Partei bleibend weiß man auch nicht mehr, mit dem Nachteil, draußen stets für unsinnige Positionen zur Rechenschaft gezogen zu werden, während drinnen die Erarbeitung neuer Positionen unterbunden wird.

Vor dem zeitweiligen Nachlassen unserer Einsatzbereitschaft hat uns die Zugehörigkeit zur DKP nicht bewahrt. Gerade deshalb befürchteten wir manchmal, daß wir längst geworden wären, was wir nie hatten werden wollen: passiv, in unser Privatleben verstrickt, in energievolle Freizeitgestaltung — und wir waren zumeist in irgendeiner Form beruflich etabliert, wir hatten ein Auskommen, oft sogar einen guten Posten gefunden. Wir wußten selbst nicht, ob das nicht die Anpassung war, vor der wir uns einmal so gefürchtet hatten.

Da erwies sich das kleine Büchlein als Ruhekissen. Ein preiswertes Zertifikat bescheinigte uns, keinesfalls den bequemsten Weg zu gehen. Die Unattraktivität der Partei und die verinnerlichten Berufsverbote ermöglichen uns gleichermaßen, uns politisch nicht über die gelegentliche Teilnahme an Demonstrationen oder Versammlungen hinaus zu engagieren. Es gab vielfältige Gründe, berufliche Rücksichtnahmen ... man konnte einiges vorbringen, wenn man von seinem Vorstand gefragt wurde. Aber seit einiger Zeit fragte keiner mehr. Und das Büchlein blieb ein vorzeigbarer Beweis für den aufrechten Gang.

Die Angst vor Trennung ... kann man damit Politik machen? Wir alle haben Angst, Menschen aus den Augen zu verlieren, denen wir durch unsere Mitgliedschaft offenbar noch ein Versprechen der Zuverlässigkeit halten. In einem solchen Kreis zu bleiben, schützt vor dem Verdacht des Wankelmuts und ist leichter, als alles noch einmal von vorn überlegen zu müssen, ohne zu wissen, wo man sich in einigen Jahren befinden wird mit seinen Gedanken.

Einen falschen Glauben an die eigene Unabhängigkeit und Selbständigkeit sowie Haß zu Gott hat Papst Johannes Paul II. als Gründe dafür genannt, daß es "böse Engel" gibt. Sie seien aufgrund eigener moralischer Entscheidung schlecht geworden, hierin gleich den Menschen bösen Willens.

FR, 24.7.86

Jacques Limburger

Der Heilige Atom

Traktat von der Möglichkeit, eher auf den Tod als auf den Teufel zu verzichten

Von Reaktorsicherheit verstehe ich immer noch nichts. Den Umgang mit Bequerel-Werten überlasse ich den dafür qualifizierten Personen, am besten dem Pressesprecher des Deutschen Alpenvereins, der, tödlich erschreckt über den Einbruch unfaßlicher Bedrohung in seine für entrückt gehaltene Bergwelt, seitdem jeden Monat die Strahlung von Almwiesen bekanntgibt und vor dem Betreten warnt. Ob die übrigen Informationen, die über den Ablauf der Katastrophe von Tschernobyl hierhin gelangt sind, ausreichen, um sich ein Bild von dem zu machen, was dort geschah, weiß ich nicht, und noch weniger weiß ich, ob sie ausreichen, um sich ein Bild von dem zu machen, was hier geschehen soll, damit oder damit nicht...

Tatsächlich bin ich völlig damit ausgelastet, verstehen zu wollen, was hier schon in diesem Mai geschehen ist, in dem das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen herausfand "Die Pflugschar ist das Schwert" und mit dieser Anklage der Richtung des intellektuellen Diskurses von FAZ bis taz, Zeit und Vorwärts Ausdruck und Richtung gab. Jetzt bekamen die, die es schon immer gehabt hatten, ihr Recht und konnten die Wissenschaften als Aberglauben der Epoche entlarven. Künftig würden Ergebnisse von Differentialgleichungen als Argument nicht mehr zählen, der Weg zum allgemeinen Expertenstatus der Betroffenen stand offen, nie wieder wäre es wie vorher. Der kleine Philipp hat es begriffen: "Gell Mama, ich darf dir keine Blümlein pflücken?". Halb erschüttert und halb triumphierend konnte eine Lehrerin berichten, daß ihre zehnjährigen Schüler sie aufgelöst fragten, ob sie jetzt sterben müssen; ein schöner Erfolg unermüdlicher Bildungsarbeit. Endlich haben auch unsere Kinder Angst vor Atom. Seitdem gilt es unter denkenden Menschen als ausgemacht, daß die Menschheit in eine neue Epoche eingetreten ist, in der Wissenschaft Teufelswerk ist, das jede Abwehr rechtfertigt - wenn es um Nukleartechnik geht. Gleichzeitig ist kein Zweifel erlaubt, daß Wissenschaft Gottesgabe ist, die jede Hoffnung berechtigt - wenn es um 'Solarwasserstoff' geht.

Die Rede ist dabei zunächst von dem Bewußtsein jener Schicht, die bei einem bösen Willen als aktuelle Verkörperung der 'leisure class' anzusprechen ist -

also jener Leute, die die Dinge nicht verändern, sondern interpretieren. Die Er-schütterungen und Verwerfungen in diesem Bewußtsein könnten kaum größer sein, wenn einer der hier im Übermaß gelagerten Nuklearsprengkörper mitten unter uns detoniert wäre. Zerstörungen und Aufbrüche geben den Blick auf bis dahin Verborgenes frei: Ausfälle und Fehlfunktionen im Mechanismus der sozialen Erkenntnis und Selbsterkenntnis; immer mehr Menschen nehmen eine quasi religiöse Haltung gegenüber den Hervorbringungen ihrer Wissenschaft ein; eine ebenso religiös anmutende Neigung zum Absoluten greift um sich; der Begriff vom Fortschritt verliert jede Tragfähigkeit und wird bis zur Negation aufgelöst; schließlich eine verzweifelte Anstrengung, das an den Rand gesellschaftlicher Wahrnehmung und Relevanz gedrängte Phänomen des Todes außerhalb des je eigenen Wahrnehmungskreises zu halten.

1. Havarien der Erkenntnis

Art und Weise, wie die intellektuelle Gesellschaft in der Bundesrepublik zu Erkenntnissen kommt, d.h. sich handlungsorientierende Ansichten über die Be-schaffenheit der Welt und ihren eigenen Zustand bildet, rufen Beunruhigung hervor. Die Notwendigkeit der Rationalität des Erkenntnisprozesses ist längst nicht mehr allgemein anerkannt, sondern wird vielfach mit irritierender Aggres-sivität bestritten. Reale Ansatzpunkte dafür gibt es: Oft genug war es unter dem Prättext des Rationalismus üblich, die Augen vor durchaus realen Problemen zu verschließen oder ganze Bereiche dessen, was existiert, als 'irrational' außer Betracht zu lassen. Meine Kritik bezieht sich daher nicht zuerst auf Forderungen wie etwa die, das Verhältnis von Gefühl und Verstand bei der Aneignung von Welt einer Neubewertung zu unterziehen, die sich nicht notwendig rationa-ler Handhabung entziehen. Allerdings fällt auf, daß gerade diese Forderung ih-ren Impuls oft genug von der Erwartung bezieht, auf dem für subjektiv ver-messbar gehaltenen Feld der Gefühle leichter bestehen zu können als in den Ge-filden der Ratio, an deren Kartierung seit Jahrtausenden hart gearbeitet wird. Hauptgegenstand meiner Besorgnis ist vielmehr jene unter Rufen nach einer 'neuen Rationalität' und einer 'neuen Logik' manifestierte Attitude, die für ihre durchaus willkürlich fabrizierten Gedankengebilde - heißen die nun 'Friede mit der Natur', 'New Age' oder 'Neue Ethik' - nicht nur Gleichberechtigung mit der Rationalität nach dem Begriff der Aufklärung, sondern unter Hinweis auf deren angebliches historisches Scheitern Vorrang und Allgemeingültigkeit be-anspruchen. Radikale Technikkritiker erklären die letzten 500 Jahre der Menschheitsentwicklung für verfehlt; radikalere Matriarchinnen halten gar 5000 Jahre für vertane und übel eingesetzte Zeit. Fundamentalismus erweist sich nicht nur im Iran als naheliegende Reaktion auf die Zumutungen der Moderne.

Primat der Gefühlsorientierung und Geringschätzung von Rationalität und Realität sind auch Ursachen der Widersprüchlichkeiten und des Kampagnenhaften, das die Befindlichkeit des hier zur Diskussion stehenden Bewußtseins kenn-zeichnet: vorgestern Kriegsgefahr, gestern Waldsterben, dann Aids, heute radio-aktive Verseuchung. Das führt zu Ergebnissen, die unter keiner 'neuen Logik', zu begründen sein dürften. Zur hohen Zeit der Friedensbewegung galt es als ge-

wiß, daß die Menschheit die Rüstungskrise nicht werde überleben können und ihr unausweichliches Ende im Atomkrieg finden müsse. Autoren wie Hoimar v. Ditfurth mit seinem Apfelbäumchen oder A.A. Guha mit dem Szenario vom Weltuntergang zwischen Main und Taunus haben diese Vorstellung nicht ge-schaffen, aber authentisch ausgedrückt. Dennoch beteiligten sich Millionen an dem Versuch, dem Schicksal in den Arm zu fallen. Darin hatten sie Recht, wenngleich in dem Punkt, auf den sie ihre Aufmerksamkeit konzentrierten - bei der Raketenstationierung - keinen Erfolg. Da sich noch andere als die allein be-achtete Ebene als bedeutsam erwiesen, konnten und mußten sie zur dennoch Kenntnis nehmen, daß der Weltuntergang im Raketenhagel vorerst aufgescho-ben wurde. Heute ist bei einem Teil derer, die damals in Furcht vor der unver-meidlich scheinenden Katastrophe aktiv waren - und bei vielen, die davon nichts wissen wollten - offenbar ebenso stark die Gewißheit verbreitet, die Zu-kunft der Menschheit könne verläßlich gesichert werden, wenn man nur die Atomkraftwerke abschalte, bei ihrer weiteren Nutzung sei hingegen der Unter-gang nach dem Vorbild von Tschernobyl unausweichlich. Es irritiert nicht nur, wie schnell das eine Schreckensbild verschwand, um von einem anderen abge-löst zu werden. Noch aufschlußreicher für den Zustand dieses Bewußtseins ist seine Fähigkeit, aus schwärzester Hoffnungslosigkeit in Heilsgewissheit über-zugehen - oder umgekehrt - und seine Unfähigkeit, mit der Realität zu leben, daß in beiden Richtungen keine Gewißheit möglich ist.

Vor diesem Hintergrund gewinnt ein Zug bei der Wahrnehmung von 'Tscher-nobyl' in der Bundesrepublik sein besonderes Gewicht: Die geradezu phantasti sche Art, wie Wahrnehmung und Ereignis völlig voneinander abgetrennt wur-den und immer noch werden. Diese Abstraktion wurde dadurch begünstigt, daß der Teil des Ereignisses, der hier stattfand - nämlich die Kontamination - mit normalen und allgemein zugänglichen Mitteln nicht wahrzunehmen war und daher Raum für Pseudowahrnehmungen jeder Art und ein bemerkenswer-tes Schauspiel bot. Während in der Ukraine der Reaktor brannte, konzentrierte sich die öffentliche Aufmerksamkeit eines ganzen Landes tagelang auf Strah-lungszustände von Sandkästen, Spinatäckern oder Schnittlauchbeeten, die oft - nicht immer - unter der Meßschwelle normaler Apparaturen lagen und für die, was alles noch komplizierter machte, in der Regel auch keine Vergleichswerte für die Zeit 'vor Tschernobyl' zur Verfügung standen. Das Wahrgenommene hatte unter diesen Umständen selbst mit dem, was hier wahrzunehmen gewesen wäre, kaum noch etwas zu tun. Unübertrefflich zum Ausdruck gebracht in der FAZ, wenn sie schreibt: "Während Physiker und Politiker noch über Strahlen- und Grenzwerte debattieren, vefügen wir über eine elementare und unend-lich präzise Information: Erde, Feuer, Wasser, Luft sind bestrahlt und ver-seucht worden." Zum Teufel mit der Wissenschaft, es lebe die Alchemie.

Das, was in Tschernobyl selbst geschah, wurde kaum wahrgenommen. Der Ablauf am Unglücksort wurde übertrieben und dämonisiert. Ausdrücke wie "Höllefeuer" waren zur Beschreibung gerade recht, und mancher Beobachter nahm den — zugegebenerweise etwas frivolen — Insiderjoke vom China-Syndrom zum Anlaß, mit bebender Stimme von der Gefahr zu sprechen, der Reaktorkern könnte durch die Erde hindurchschmelzen. Ansonsten blieb die

Wahrnehmung bezüglich der Auswirkungen des Unglücks auf uns beschränkt. Und nachdem erste Sensationsberichte, die von zweitausend Toten und Panik in der ganzen Ukraine wissen wollten, sich als Geheimdienst-Desinformationen herausgestellt hatten, die solche Panik erst hervorrufen sollten, wurden die tatsächlichen Auswirkungen der Katastrophe auf die Menschen in der Umgebung des Reaktors mit erstaunlicher Kältherzigkeit übergangen. Sie sind auch nachher kein Thema geworden, als bekannt wurde, wie einschneidend sie für viele Tausende sein werden. Es ist eindeutig: Unter dem Stichwort Tschernobyl wurde nicht das reale Geschehen in der Ukraine wahrgenommen, sondern ein Konglomerat bisher mühsam unterdrückter und verdrängter kollektiver Ängste. Kaum zur Welt gebracht, bewies die Kopfgeburt sodann, daß Wissenschaftsfeindlichkeit und Irrationalismus im Recht sind und die Gesellschaft sich ihren Ansprüchen zu fügen habe. Sie zu untermauern ist eine Reihe von Propheten aufgetreten, wie sich das für jede Religion und Erweckungsbewegung gehört. Ihre autoritären und theokratischen Tendenzen sind nicht zu übersehen.

2. Der Anti-Atom-Staat

Robert Jungk verdanken wir das Konzept vom Atomstaat, den man sich seinem Wesen nach vorzustellen hat als den Ausdruck der Notwendigkeit, eine Gesellschaft, die mit sobrisanten und schwer beherrschbaren Techniken wie der nuklearen Energiegewinnung und Wiederaufbereitung hantiert, diktatorischen Maßnahmen der Kontrolle, Überwachung und Unterdrückung zu unterwerfen. Nur so sei zu verhindern, daß sich irgendjemand gewollt oder ungewollt auf unvorhergesehene und gefahrenträchtige Weise verhält und damit die potentiell überall lauernden Untergangsgefahren entfesselt. Daß die Nutzung der Kernenergie diese Diktatur heraufbringe, entzieht sich als Glaubenssatz der Diskussion, dem ist daher hier nur die Feststellung eines Nicht-Überzeugt-Seins, also der Ungläubigkeit und Häresie, entgegenzustellen: So sehr ich mit Robert Jungk und anderen den Gedanken verabscheue, einer derartigen Diktatur unterworfen zu werden, so wenig erkenne ich in der Anwendung einer bestimmten Technik oder auch eines Verbundes zahlreicher Techniken eine hinreichende Bedingung für ihre Errichtung.

Weil aber die Propheten der These vom Atomstaat, am lautesten Robert Jungk selbst, in ihrem Glaubenseifer diese Diktatur als unausweichliche Konsequenz der Nutzung der Kernenergie darstellen, stehen sie in Gefahr, ihr putatives Widerstandsrecht in einer Weise geltend zu machen, die selbst nicht autoritärer Züge entbehrt. Wenn Jungk gegenüber Leuten, die den Einsatz nuklearer Energiegewinnungstechniken mit seriösen Argumenten für notwendig und verantwortbar halten, einwendet, dies seien Argumente, die ein Mensch nicht verwenden dürfe, liegt darin zumindest die Andeutung einer Ausgrenzung des politischen Gegners aus dem Kreis des Humanen, die erschaudern läßt. Es war bisher das Privileg autoritärer Rechter, Menschen, deren Denkweise ihnen nicht behagte, zu bezeichnen als langhaarige Affen, auf die die Anwendung der für Menschen gemachten Gesetze nicht möglich sei, und dieses Privileg sollte man ihnen neidlos überlassen.

Es gibt keinen Grund, noch länger den autoritären Grundzug in den Gedanken vieler zu übersehen, die sich derzeit mit dem Entwurf "alternativer Lebensformen" die Zeit vertreiben. Es ist schon eigentümlich, daß in ihren Zukunftszenarien die Gegner der dort ausgebreiteten Ideale - sie dürften zur Zeit über eine satte Zweidrittelmehrheit verfügen - überhaupt nicht vorkommen, und auch wenig seriöses Nachdenken darüber erkennbar wird, auf welche Weise denn gesamtgesellschaftliche Akzeptanz für die neue Lebensweise und den vielleicht angemessenen, aber eben um vieles niedrigeren Lebensstandard zu gewinnen sei. Das impliziert noch nicht die Unterstellung, in diesen Konzepten sei vorgesehen, die Gegner mit Gewalt auszuschalten oder niederzuhalten, obwohl es auch dafür Ansatzpunkte gibt. Doch soweit das Problem überhaupt ins Blickfeld rückt, werden meistens bis zur Naivität friedfertige Ansichten erkennbar. Sie unterstellen den angebotenen Alternativen ein so hohes Maß von Plausibilität, daß ihre allgemeine Anerkennung sich ohne besonderen Kraftaufwand in einem natürwüchsigen Prozess durchsetzen werde, bis die Gesellschaft reif zum Eintritt ins "New age" oder was auch immer geworden ist. Von den in dieser Version anklingenden religiösen Elementen einmal abgesehen: Gerade in dieser vermeintlichen Friedfertigkeit steckt ein autoritärer Keim. Wer derart fraglos davon überzeugt ist, daß seine Ansichten so richtig, so allgemeinverbindlich, und so ohne Alternative seien, daß sie allen Menschen früher oder später einleuchten müßten, befindet sich schon in der Gefahr, diejenigen, die sich nicht zum einzigen Richtigen und Menschenwerten bekehren wollen, entweder aus dem Geltungsbereich des Menschlichen auszunehmen, oder zumindest ihnen gegenüber die Anwendung härterer Maßnahmen - selbstverständlich nur zu ihrem Besten - ins Auge zu fassen.

Das Hantieren mit den neuen Gewißheiten gewinnt seine Brisanz nicht primär aus seinen Inhalten, denen Rationalität nicht schlechthin abzusprechen ist, sondern aus der antiwissenschaftlichen und irrationalen Form, in der sie vielfach vorgetragen werden. Was ist davon zu halten, wenn eine ausgewachsene Soziologin von ihrer "matriarchalen Wut" spricht, die "so machtvoll ist, daß sie den Übeltäter in die Flucht oder zur Reue zwingt. Kein Mann, der sich inzwischen nicht auch entschlossen hat, endlich das Richtige zu tun, konnte mir seitdem in die Augen sehen. Es ist die Wut, die dem Fluch seine Kraft und dem 'bösen Blick', dem erkennenden Blick, seine Wirkung gab" (Tschernobyl hat unser Leben verändert, rororo 5922 S.17). Es ist diese vor dem Umschlag ins religiöse stehende Form, die in einer Epoche, in der Hexerei und Magie sich wieder zunehmender Wertschätzung erfreuen, auch die Wiederkehr von Scheiterhaufen zur Verbrennung der Ketzer von heute nicht ausschließen läßt. Die ersten Feuer brennen schon da, wo mitunter auch menschengefährdende Anschläge gegen wissenschaftliche Institutionen den Protest dagegen zum Ausdruck bringen sollen, daß dort Versuchstiere ohne Grund gequält würden oder Gentechnologen unzulässig in die Grundsubstanz des Lebens eingriffen.

Ich habe diesen Flammen nichts entgegenzusetzen als die Überzeugung, daß es die geistigen Errungenschaften der Aufklärung sind, die der Menschheit zumindest eine - wenig genug genutzte - Chance einräumen, ihre Meinungsverschie-

denheiten über die Gestaltung des Lebens und der Zukunft auszutragen. Wo diese Errungenschaften selbst zum Gegenstand des Streites werden, haben alle nur zu verlieren. Verlängert man die aufgetretenen Perspektiven vor dem Hintergrund der tatsächlichen Machtverhältnisse der Gesellschaft und der darin aktuellen Wertorientierungen, so trägt das am Horizont sichtbare Szenario jedenfalls weniger wahrscheinlich die sanften Züge des New Age als das blutige Gesicht von Bürgerkriegen zwischen Technos und Alternativos.

3. Die Hypostasierung des Atoms

"Kernkraftwerk ist Teufelswerk" galt vor dem Reaktorunfall als griffige Formulierung, mit der die AKW-Bewegung ihre Abneigung gegen diese Technik wirksam auf den Begriff brachte. Nachdem im Zusammenhang mit Tschernobyl rundum soviel von Höllenfeuer und teuflischer Atomkraft die Rede war, ist es an der Zeit, die metaphysischen Kategorien so ernst zu nehmen, wie sie sich selbst nehmen: als den Ausdruck eines kollektiven Minderwertigkeitskomplexes, dessen Träger sich vor dem Gegenstand, der sein Erschrecken auslöst, so klein fühlt, daß nur noch Begriffe aus der Metaphysik geeignete Attribute hergeben. Ob man dabei auf's Teuflische verfällt oder mit Sloterdijk die gegenüberliegende Seite im Spektrum des Erhabenen aufsucht und ausgerechnet die Atombombe als den "wirklichen Buddha des Westens" anspricht, ist Temperamentsache und ansonsten ziemlich gleichgültig. In jedem Fall hat die Hypostasierung der Kernenergie ihren historischen Ursprung im Entsetzen über den Untergang von Hiroshima und Nagasaki im Blitz der ersten Atombomben, und es ist verständlich, daß sich dieses Entsetzen auf jeden Umgang mit der Kernenergie überhaupt ausgeweitet hat. Eine wichtige Rolle in diesem Rezeptionsprozess spielt die Art, in der sich Günther Anders mit der Kernspaltung auseinandergesetzt hat. Als er vor 30 Jahren über die Atombombe schrieb, war seine Methode philosophischer Übertreibung gerade angemessen gegenüber einer beschränkten Sehweise, die nichts Neues am Umgang mit dem Atom erkennen konnte, sondern von einer Weiterentwicklung der Artillerie sprach. Wenn das Pendel heute zur anderen Seite hin ausschlägt, liegt dem allerdings auch eine flachsinngige Rezeption der Gedanken von Anders zugrunde, die begünstigt wird dadurch, daß Anders in seinem Erschrecken darüber, wie unangemessen sich die Menschen gegenüber der Herausforderung durch die ihnen neu zugewachsenen Fähigkeiten verhalten, fast nichts dazu sagt, wie denn ein angemessenes Verhalten aussehen könnte, oder ob das überhaupt möglich sei.

Die Hypostasierung des Atoms entspringt auch dem Wunsch, sich selbst, die eigene Rolle, Aufgabe und Verantwortung - die doch alle mit Entdeckung der Kernspaltung und dem Fortschritt der Wissenschaften ein gutes Stück gewachsen sind - zu verkleinern. In diesem Punkt kann sie sich nicht auf Anders oder bestenfalls auf seinen Mangel an Eindeutigkeit berufen, denn er erkannte schon vor dreißig Jahren, daß die Menschen mit dem Fortschritt ihrer Wissenschaft, der ihnen die Fähigkeit zur Zerstörung ihrer Lebensgrundlage und damit die Macht über das Ende der Zeit gebracht hat, objektiv zu Titanen geworden sind, denen der Rückweg in ihre frühere Harmlosigkeit nicht offensteht. Er spricht in

diesem Zusammenhang von dem verzweifelten maschinenstürmerischen Wunsch, das über Nacht erworbene Titanentum wieder abzuwerfen und sieht darin eine höchst zweifelhafte und äußerst gefährliche Sehnsucht, solange sie nichts als Gefühl bleibt. (Die Antiquiertheit I S.241) Daß diese Triebkraft bei den meisten, die sich jetzt in Bewegung befinden, nichts als Gefühl ist, kann man schwerlich

bestreiten. Es ist nicht einfach nur Gefühl, sondern bis zur Antirationalität geesteigerte Irrationalität. Was anderes als Gefühl er verlangt, sagt Anders nicht, aber als Vorläufer platten Irrationalismus sollte man ihn nicht nehmen. Meine Vorstellung von dem Desiderat geht in die Richtung, daß den Menschen nichts anderes übrigbleibt, als durch äußerste Anstrengung von Rationalität und Moralität der titanischen Größe zu entsprechen, zu der sie so schnell emporgewachsen sind, und von der es keinen Weg zurück gibt.

Es ist dieser Zusammenhang, in dem regelmäßig die Forderung nach einer "Neuen Ethik", die sich längst von ihren Ursprüngen bei Hans Jonas entfernt hat, erhoben wird. Sie legitimiert sich mit der Behauptung, die Menschheit sei mit der Kernspaltung in eine gegenüber allen früheren Epochen unvergleichliche neue eingetreten, und daß deshalb der Nutzung der Kernspaltung eine ganz einzigartige, herausgehobene, eben metaphysische Qualität zukomme. Die große Schwäche dieser Vorstellung liegt in ihrer Geschichtslosigkeit; Geschichtslosigkeit in doppeltem Sinne: Einmal wegen geringer Kenntnis von dem, was die "alte Ethik" an heute noch Unentbehrlichem bereits geleistet hat, und zum zweiten wegen ihres allzu lebhaften Begriffs von der Einmaligkeit der gegenwärtigen Situation. Es wäre nachzuzeichnen, daß jede Zeit mit guten Gründen der Ansicht war, mit den in ihrer Gegenwart gemachten Erfindungen oder neu entdeckten Naturgesetzen, Kontinenten, Denkweisen usw. ein ganz und gar neues Stadium der Geschichte zu eröffnen. Kurz nach allgemeiner Einführung der Armbrust in den europäischen Ritterheeren schleuderte ein Papst den großen Kirchenbann gegen den Einsatz des neuartigen Massenvernichtungsmittels, das auf große Distanz eiserne Harnische durchschlug und so göttlichem und menschlichem Gesetz Hohn sprach. Wenn die Menschen "einen einzigen Schritt vorwärts tun wollen zur Beherrschung der äußeren Natur durch die Kunst der Organisation und der Technik, dann müssen sie vorher drei Schritte der ethischen Vertiefung nach innen getan haben". So beschrieb das 'prometheische Gefälle' nicht Günther Anders, sondern 150 Jahre vor ihm Novalis.

Solche Beispiele beweisen nicht, daß es falsch ist zu sagen, daß die Menschheit heute vor einer Herausforderung steht, die neu ist gegenüber allem, was sie in ihrer bisherigen Geschichte erlebt hat. Es ist neu, daß die Menschen in den vergangenen Jahrzehnten die reale Fähigkeit erworben haben, sich und ihre Lebensgrundlage insgesamt zu zerstören - und Trost ist nicht in Sicht: Beim heute erreichten Stand der Naturwissenschaft ist in allen Bereichen damit zu rechnen, daß weitere Erkenntnisse an den Bezirk der Gesetzmäßigkeit heranreichen, der die Welt im Innersten zusammenhält. Aber Beispiele, deren Zahl zu vermehren wäre, zeigen, daß diese Situation, in der die Menschen vor Herausforderungen ohne jedes Präzedenz steht, in dieser Qualität nicht neu ist.

Die bisherige Menschheitsgeschichte besteht aus nichts anderem als der Abfolge solcher Situationen, die freilich bei dem beliebten Gesellschaftsspiel "Geschichte von unten" nicht zu erkennen sind.

4. Fred Feuerstein oder die Geschichte als ihr Gegenteil

Die selbstzufriedene Abteilung des Zeitgeistes hat ihre Geschichtsphilosophie in Fred Feuerstein auf den prägnantesten Ausdruck gebracht. Fred Feuerstein ist der prähistorische Bursche, der, in ein Bärenfell gehüllt und meistens mit einer Keule bewaffnet in den Comic-Spalten zahlloser amerikanischer und auch einiger bundesdeutscher Tageszeitungen haust und als Zeichentrickfigur gelegentlich auch die Bildschirme heimsucht. Man erkennt ihn sofort an der dümmlichen Physiognomie, die er allerdings mit dem deutschen Michel aus dem Selbstporträt der Karikatur gemeinsam hat. Schaut man sich Freds Steinzeitambiente einmal bewußt an, mit seinen aus solidem Fels gemeißelten Fernsehapparaten, holzgabel-gelagerten Radachsen unter der station-car und Neurosen aus Suburbia in God's own country, dann weiß man, wie der Mensch die Zeit und die Geschichte besiegt und mit dem unheimlichen Fortschritt fertig werden kann: Es gibt keinen Fortschritt, es gibt keine Geschichte, es ist alles schon immer so gewesen und es wird immer so sein. Der Rest ist Unterhaltungsbedürfnis, dem die Zerstreuungen der Gegenwart nicht mehr ausreichen; posthistoire.

Die unzufriedene Abteilung des Zeitgeistes hat sich für ihr Geschichtsbild noch nicht auf eine kongeniale Verkörperung geeinigt. Die reichlich gebotenen Prototypen hausen nicht in den Comic-Spalten der Tagespresse sondern da, wo es wirklich komisch zugeht, nämlich im kulturreditiven Sortiment progressiver Verlagshäuser, wo es sich trefflich auf den Fortschritt schimpfen läßt. Der größere Teil dieser Veröffentlichungen enthält zumindest einen starken Beleg für die Richtigkeit seiner Thesen von den verheerenden Folgen des Fortschrittes: Zu keinem früheren Zeitpunkt der menschlichen Entwicklung wäre es möglich gewesen, derartige Kompendien von Inkompetenz, Denks Faulheit und Dummheit in so hohen Auflagen und in so vielen Medien zu verbreiten. Das kann sich nur eine Gesellschaft leisten, die vor Überfluß darauf verfallen ist, das Institut des Hofnarren zu demokratisieren. Das heißt, die Gesellschaft kann sich die Produktion von derlei Drucksachen ökonomisch leisten; die Frage, wie sie mit dieser Art von Umweltverschmutzung fertig wird, führte Neil Postman zu der Vermutung, daß sie sich dabei zu Tode amüsiert.

Obwohl doch der Begriff vom Fort-Schritt schon in seiner Wortgestalt die Aufforderung enthält, sich Rechenschaft über ein Woher und Wohin abzulegen, sucht man in den gemeinten Drucksachen diese Bestimmungen vergebens. Und soweit die Verfasser daraus, daß sie eine These über die Natur des Fortschrittes aufstellen, auch zu der Folgerung vorstoßen, sich 'irgendwie' einen Begriff von ihrem Gegenstand zu machen, so schließt der nur in Ausnahmefällen den Gedanken ein, daß, will man Strecke und Bewegung zwischen zwei Punkten vermessen, dazu eine präzisere Vorstellung von Ort und Lage dieser Punkte dienlich sein könne. Die Koordinaten bleiben im Dunkeln, zumindest denen,

die damit hantieren. Wirft man ein Fünkchen vom eben drum so unbeliebten Licht der Aufklärung auf die Szene, treten die Koordinaten deutlicher hervor; meistens sind es die gleichen: Der Punkt in der Gegenwart wird bestimmt als eine Befindlichkeit der Unsicherheit, der Verletztheit und der Angst, und wer wollte bestreiten, daß es dafür Gründe gibt. Der Bezugspunkt in der Vergangenheit wird durch Analogiebildung gewonnen und nach einem romantisch verklärten Bild von der eigenen Kindheit, dem freien Leben unbeschwerter Naturvölker oder der mittelalterlichen Vor-Geschichte der eigenen Gesellschaft ausgestaltet.

Welches Verfahren auch gewählt wird, die so synthetisierte Vergangenheit hat mit keiner jemals real gewesenen etwas zu tun, und das Ergebnis ist immer das gleiche: der Fortschritt als schiefen Ebene, die von goldenen Zeitaltern der Vergangenheit in das gegenwärtige Jammertal führt. Ein bemerkenswerter Beleg für die als Konsequenz dieser Sehweise aufkommende Entschlossenheit, sich rückwärts zu orientieren, ist die verbreitete Kindertümmelei. Manchmal, wie auf der ziemlich danebengegangenen Kinder-Demonstration gegen Atomenergie in Bonn, wird es auch direkt gesagt: "Das Leben müßte anders herum verlaufen", wird ein bäriger Demonstrant und Vater zitiert, "man müßte als alter Mensch auf die Welt kommen, dann immer jünger werden - und am Ende ein Kind sein." (Zeit Nr. 29) Der hier gewünschte Verlauf hätte unter anderem den großen Vorteil, den Tod aus dem Leben herauszuhalten, und damit ist eine der Hauptursachen der Geschichtsfeindlichkeit angesprochen: Geschichte, Fortschritt und Entwicklung haben auch ihren individuellen Gang, nur daß ihr Ende da niemals zweifelhaft ist: Der Tod.

5. Der Kampf gegen die Kernenergie als Kampf gegen den Todesgott

Wie sehr der Tod in den Industriegesellschaften des 20. Jahrhunderts verdrängt worden ist, wurde schon oft genug beschrieben. Weniger oft wurde zur Kenntnis genommen, wie widersprüchlich diese Verdrängung verlaufen ist: Tod und Sterben sind durch weltweite Information und das Fernsehen vielleicht mehr präsent als je zuvor, aber der Tod, der solcherart präsent gemacht wird, ist immer der Tod der anderen, der Entfernten. Peter Furth hat von dieser Wahrnehmung ausgehend in der Debatte 2/86 zwei Typen der ideellen Vergesellschaftung beschrieben, die sich nach ihrer unterschiedlichen Wahrnehmung des Todes unterscheiden. Der Erkenntniswert seiner so begründeten und ausdrücklich als nicht-antithetisch verstandenen Begriffe 'Citoyenromantik' und 'Trauersolidarität' ist enorm. Es scheint jedoch, daß die von Furth erwähnte subjektive Vorstellung von der Unsterblichkeit eines "imaginären Subjektes" zusammen mit der gewohnheitsmäßigen und emotionslosen Wahrnehmung des Todes aus der Perspektive der unbeteiligten Überlebenden auf der Ebene des Alltagsbewußtseins eine naive Vorstellung von der eigenen, durchaus personal gemeinten Unsterblichkeit hervorgebracht hat. Die Trauersolidarität hat sich vom Ritual der Bestattung als ihrer sozialen Urszene emanzipiert, den Tod "vergessen" und den Fokus ihrer Bemühungen auf die Ausgestaltung des Asyls für

die noch und daher immer Lebenden verlagert. Und soweit diese Haltung herrscht, ist die Dauer, die sich nicht mehr als "Dauer der Erinnerung" (Furth S. 11) begreift, durchaus als Aufhebung der Zeit gemeint; aus dem "Lob auf die wirkliche, die leiblich zu lebende und nicht nur zu denkende Zeit" wird die Illusion eines 'Für-immer' ohne Abschied. Wesentliche Elemente eines sozialliberalen Politikverständnisses ziehen daraus ihre Antriebskräfte. Es mag nicht alles machbar sein, aber 'anything goes'.

Je stärker diese Illusion ausgebildet war, desto größer war die durch die Pseudowahrnehmung der Katastrophe von Tschernobyl bewirkte Erschütterung. Die subjektiv so überaus bedrohlich empfundene Gefahr in der unmittelbaren Umgebung der eigenen Person, die Strahlenwerte der Frühstücksmilch und das Ticken aus dem Sandkasten ließen, für viele vielleicht zum ersten Mal, die Möglichkeit des Sterbens in seiner persönlichen Perspektive erscheinen, und mit dem Gedanken von der Möglichkeit des eigenen Todes schlich sich auch der seines Unausweichlichkeit ein. Entsprechend heftig waren die Reaktionen, in denen der Tendenz des Todes der Kampf angesagt wurde. Es entbrannte ein Kampf um das 'Restrisiko', dessen Inhalt eine ausführlichere Darstellung verdiente. Die erbitterte Ablehnung der Zumutung, sich auf ein Leben unter Restrisiko einzustellen, ist unschwer als Ausdruck der um ihre Wiederbefestigung kämpfenden Illusion von der persönlichen Unsterblichkeit auszumachen; die authentische Übersetzung der Forderung 'wir wollen leben ohne Atom und ohne Restrisiko' ist: 'Wir wollen leben ohne Tod.'

Dieser Ausbruch der Irrationalität war freilich auch provoziert durch das Auftreten einiger von denen, die das Restrisiko der Atomkraftwerke als akzeptabel hinstellen wollten und dabei höchst abstrakt und kühl bis ins Herz argumentierten, daß es im Lauf der nächsten 30 Jahre vielleicht 5 zusätzliche Krebstote auf 1 Million Einwohner geben werde. Nachdem sie früher mit statistischen Tricks das Restrisiko als rein theoretische Größe dargestellt hatten, erhoben einige es nun, da es faktisch geworden war, zur Naturgegebenheit und interpretierten es als unverzichtbare Voraussetzung des Lebens der Zivilisation. So ähnlich müssen auch die Opferpriester der Inka argumentiert haben, wenn sie den Bedarf ihrer Götter nach frischen Menschenherzen begründeten.

Es ist nicht Willkür, hier den Begriff des Menschenopfers einzuführen. Bei näherem Hinschauen wird erkennbar, daß es durchaus nicht um einen Kampf gegen den Todesgott geht, auch nicht bei denen, die unter dem Banner des Lebens angetreten sind. Die Bereitschaft, das Leben zum Zwecke der möglichst reibungslosen Funktion der Gesellschaft einzusetzen, ist auf beiden Seiten der angesprochenen Frontlinie ausgebildet. Die heroische Attitude im Bewußtsein der vorgeblich nur Solidarischen, oben schon einmal unter dem Aspekt ihrer autoritären Neigungen angesprochen, ist unübersehbar. Tatsächlich geht der Streit nicht um das Prinzip des Menschenopfers, sondern um die Bestimmung der Gottheiten, denen dieses Opfer zusteht: denen einer bis zur Inhumanität gehenden Technik-Selbstverständlichkeit oder denen einer vorgeblichen Geborgenheit in der Absage an die Geschichte. Was aber die Quantitäten betrifft, sind selbst die skrupelloseren unter den Verehrern des hl. Atoms in ihrer 5 auf eine

Million-Rechnung weitaus bescheidener als manche dem Kult der hl. Antichymia ergebenen Eltern, die - zur steigenden Beunruhigung der Ärzte - selbst die eigenen Kinder lieber auf dem Alter ihres Idols opfern, als sie mit Penicillin behandeln lassen. Das alles ist freilich noch gar nichts gegen den Bludurst einiger Götter des Antiindustrialismus, die ihre Propheten schon lange vor Tschernobyl verkünden ließen, eine deutliche Abnahme der Bevölkerung in Europa sei nicht nur aus ökologischen Gründen notwendig, sondern wäre auch mit großen Vorteilen für die Menschen verbunden, da sich viele der wirtschaftlichen und politischen Probleme entschärfen würden. (Otto Ullrich, Welt niveau S.119). Nach Tschernobyl gewinnt ihr Kult Zulauf.

Unter Umständen, in denen solches nicht nur denkbar erscheint, sondern tatsächlich geschieht und akzeptiert wird, muß der Versuch, über die unter dem Einfluß von Tschernobyl sichtbar gewordenen Entwicklungen nachzudenken, ohne glättendes Fazit und beruhigendes Ergebnis bleiben. Die Dialektik des Lebens läßt sich nicht überlisten: Die Pflugschar ist das Schwert. (531)

Ich glaube nicht, daß die linke Gesellschaftskritik am Ende ist — was abgewirtschaftet hat, ist ihr Dogmatismus. Dazu gehören alle gewohnten Wenn-Dann's, alle zeitlichen und kausalen Folgevorstellungen, die den Anbruch des richtigen Lebens immer erst nach dem Tag X datieren. Der Tag X ist als theoretische Hilfskonstruktion vertretbar, als Prognose fahrlässig.

Barbara Sichtermann

Hans Platschek

Fellini's Faces

Es gehört zu den aktuellsten Mythologien, zu jenen, die nicht einmal alternativ zu sein brauchen, daß Häßlichkeit menschlich sei. Seit Jahr und Tag bietet das Showgeschäft Alltagstypen an: ein Fortschritt, ohne Zweifel, ruft man sich die Beschwerden des Filmemachers Hans Richter über die geschniegelten und gelackten Stars seiner Zeit in Erinnerung. Fellini allerdings geht anders vor. Er, der Geisterschiffe und Traumpaläste in farbige Lichtkegel zu rücken wußte, hat ein Auge auch für von der Natur benachteiligte Gestalten. Allein, sein Beitrag ist zwiespältig. Auf der einen Seite macht er das Unmenschliche der Häßlichkeit deutlich; andererseits kann man es auch so sehen: Fellini bringt die Gleichstellung von Häßlichkeit und Menschlichkeit, Quasimodos schöne Seele also, auf einen satirischen Nenner. Jetzt, nachdem die Ästhetik der 'Betroffenen', der 'Sich-Einbringenden' oder der Bettina-Wegener-Kitsch ("hat so kleine Hände") dem Gelächter preisgegeben ist, käme einer solchen Exhibition des Häßlichen klärende Bedeutung zu, steckte in ihr nicht ein Haken.

Manche dürften beim Durchblättern von Fellinis Fotostapeln Empörung äußern. Andere werden sich mit Neugier begnügen und wieder andere ihre Schadenfreude nicht verhehlen. Nur Cinéasten wissen, was sie da in die Hand nehmen: diese Bilderwelt anhand von Schnappschüssen, Agentur- und Standfotos aus Filmen dokumentiert, hat stets einen haut goût geltend gemacht, eine geradezu genüssliche Darstellung nicht nur des Häßlichen, sondern mehr noch des Monströsen, wobei die Monster, in anderen Aufmachungen aufgenommen, durchaus respektable Figuren abgaben. Nicht die Zwerge und die Krüppel nämlich sind es, die Fellini den Grundstoff zu seinem Raritätenkabinett liefern: es sind Männer, aber meistens Frauen, deren Körper ins Animalische überwechseln. Das scharf beleuchtete Gesicht einer Matrone, das gleichermaßen aber die Züge einer Dame der Gesellschaft trägt, führt über eine Gesichtswarze, ein Geißfuß aus Raffzähnen, den Blick zum Hals, wo eine ziselierte Kette wiederum auf die ebenso zisierten Ohrringe verweist. Dieser Kontrast aus Luxus und Animallität macht den Schock aus: die Zivilisationsattribute können nur notdürftig das Tier in den Hintergrund drücken, das sie behängen oder verdecken sollen. Grosz hat ähnliches gezeichnet.

Hier ist eine Unterscheidung am Platz. Die Vertiertheit der Grosz'schen Gestalten hatte sozialkritische Ursachen: nicht die Gestalten, sondern ihre gesellschaft-

liche Herkunft und, vor allem, ihre gesellschaftspolitische Repräsentanz sollten an den Pranger. Wenn derartige Momente in Fellinis Filmen oder in Fellinis Fotos auftauchen, dann nur beiläufig. Zwar liegt es auf der Hand, daß ein Foto, wie Walter Benjamin sagte, eine größere Analysierbarkeit des Gezeigten zur Schau trägt (anders also als eine Zeichnung von Grosz), daß, was gesagt werden soll, auf eine einzige Pointe hinsteuert: die soziale Anklage aber kommt in den hier versammelten Aufnahmen nur als Konnotation zur Geltung, die das Foto, sofern man es richtig liest, ohnehin bereithält.

Nun hat Fellini in den seltensten Fällen diese Fotos selber aufgenommen. Es handelt sich um Abzüge, die ihm Leute anbrachten in der Hoffnung in einem Film auftreten zu dürfen; es handelt sich um Agenturfotos, mit einem Wort, um Posen, die Fellini in Kisten und Kästen für den Fall aufbewahrt, daß er um Anregungen verlegen ist. Damit er ihrer habhaft wird, richtet er sich, bevor er zu drehen anfängt, kleine Büros ein, Empfangsstätten für professionelle oder laienhafte Poseure. "Ich möchte alle Gesichter dieses Planeten sehen", so sagt er. "Ich bin nie zufrieden, und wenn mich ein Gesicht einmal zufrieden stellt, möchte ich es noch mit anderen Gesichtern vergleichen, mit allen Gesichtern, die es überhaupt geben kann." Und er fügt hinzu: "Es ist absolut neurotisch."

Aber nicht die Gier nach Gesichtern ist "absolut neurotisch". Neurotisch, wenn nicht krasser noch, ist das, was er in den Gesichtern sieht. Die Auswahl ist nicht die Übliche eines Regisseurs, der Typen sammelt: sie ist eine Projektion dessen, was er in seine Filme als Abbild der Welt befördert. Statt Projektionen kann man auch Obsessionen sagen. Sie folgen zwei Linien. Wie es in "Ginger und Fred" zu sehen war, erscheinen einmal die deklassierten Komödianten als Fauna. Der Akzent liegt auf der Fauna, nicht auf der Deklassierung: sie verliert sich in Schein, in Ritualen. Fellini wird nicht müde, beides, Schein und Ritual, auf die Spitze zu treiben. Ein Foto: eine alte Frau im Abendkleid, von Polizisten umgeben, eine Perlenkette jedoch verschwenderisch um den Hals geschlungen, macht mit einem Lächeln immerhin geltend, daß sie sich für begehrswert hält. Fellini zeigt, daß Polizisten, Halskette und Abendkleid Ursache für eine Illusion sind. Das Lächeln jedoch, ein deutliches Cheese-Lächeln, drückt etwas anderes aus. Es ist Fellinis eigentliches Thema.

Kaum jemand hat Frauen so abfällig aufgenommen wie er. In "8 1/2" sieht selbst die ansonsten doch hübsche Claudia Cardinale wie ein Mehlwurm aus. Frauen sind in der Regel Harpyen, Megären oder, übermäßig mit sexuellen Attributen ausgestattet, Würgeengel. Entweder haben sie Wolfszähne oder ihr Busen sowie ihr Hintern nehmen Mega-Formen an. Es kann einem Angst werden angesichts dieser Frauen, und genau das ist es, was Fellini vermitteln will. Wenn er sagt: "Jeder hat das Gesicht, das zu ihm paßt, er kann gar kein anderes haben. Die Gesichter stimmen immer, das Leben irrt sich nie", so klingt das nach einer Schutzbehauptung. Fellinis Frauen sehen genau so aus, wie es Fellini, nicht das Leben, will. Er drückt der Frau einen Stempel auf, der ihn nicht einmal als male chauvinist ausweist: die Ängste, die er mit diesen und anderen Bildern geltend macht, sind die Ängste dessen, den Goethes Meister Iste im Stich läßt.

Genauer: Fellini reiht sich in eine literarische Tradition ein. Sie hat ehrwürdige Ahnen: einer von ihnen hieß Charles Baudelaire. Aber schon Pascal nannte den Menschen einen Auswurf des Alls. Sartre hat in seinem Baudelaire-Essay nicht allein die Mysogenie des Dichters nachgewiesen: er hat, darüber hinaus, die ästhetische Option hervorgehoben, die in derartigen Kunstauffassungen herrscht. Es ist eine Option gegen die Natur, wobei Natur als Synonym für Chaos, Vegetation und ziellose Fruchtbarkeit steht. Fellinis grölende, grinsende, barbusige und erdrückende Frauen sollen ganz offensichtlich als Chiffre für den Standpunkt gelten, der mit Kunst, Künstlichkeit oder, besser noch, mit dem ästhetischen Gewissen einer jeden Natur widerspricht.

Damit aber blendet Fellini, der Ästhet, Realitäten nicht nur ab, er bringt vielmehr mit der Realität als Schein Unwirklichkeiten ins Bild. Er verläßt sich auf Monstrositäten, nicht um eine monströse Welt darzustellen, sondern um insgeheim eine nicht immer faßbare Welt der Schönheit zu beklagen. Er beklagt, daß Monster sie verunstalten. Auf der anderen Seite nimmt er die Monster in sein Schönheitsinventar auf. Die Fotos nämlich zeigen, trotz ihrer Verstümmelung, nicht nur im Hintergrund Komposition und Licht. Am Schluß des Vorwortes zu "Fellini's Faces" sagt er, er helfe ja den Modellen, sofern sie Statisten oder Laien sind, gern, aber nicht als Wohltäter und Philanthrop, sondern mit der egoistischen Verliebtheit des Marionettenspielers in seine Marionetten.

Sofern, wie es sich von selbst versteht, sie als Fotos, als Pin-up-Material, in Kästen zu ordnen sind. Die Distanz zwischen den realen Figuren und ihren Abbildern macht Fellinis Ruhm aus. Damit aber hat es nicht sein Bewenden. Es macht auch Fellinis Elend aus, daß er die Monstren, die grinsenden Frauen, die Kleinbürger am Eßtisch nur noch als Vorlagen sieht, um seine optische Phantasie, man kann auch sagen, seine optische Raserei in Gang zu setzen. Das Voyeurhafte herrscht vor: Fleisch und Blut, Haut und Haar, die Verhältnisse, die nicht so sind, kommen im Wortsinn als Abzüge ins Spiel. Es mag stimmen, daß der Ästhet Fellini, nicht der Moralist, auf diese Weise seine Einwände gegen die Welt der *Dinge* formuliert. Die Formulierung aber ist gleichermaßen eine Spekulation. Sie rechnet mit denen, die beim Anblick der Fotos Empörung äußern, sich mit Neugier begnügen oder ihre Schadenfreude nicht verhehlen. Das Monströse schlägt in eine höhere Mathematik der Anpassung um. Andernfalls wäre Fellini gleich darauf gekommen, einen Feministenfilm zu drehen.

Ein Text lebt dadurch, daß sich Löcher in seiner Struktur verschieben, genauso wie beim Go-Spiel ein Gebiet nur lebendig bleibt, wenn man dafür gesorgt hat, daß zumindest ein freier Raum, ein leeres Feld bleibt, was die Spezialisten ein offenes Auge oder auch eine Freiheit nennen. Wenn dagegen alle durch die sich kreuzenden Linien bestimmten Plätze mit Steinen besetzt sind, ist das Gebiet tot, und der Feind wird es durch einfache Umzingelung erobern.

Allain Robbe-Grillet

Thomas Neumann

Nicht gesellschaftsfähig

Gerd Fuchs' Entdeckung des Schinderhannes

Und dies wollen wir anders formulieren: Nicht: schon sechs Stücke westlicher Bühnenautoren sind von den DDR-Behörden zur Aufführung zugelassen worden, sondern: Obwohl die Zonen - Zensur unverändert weiterarbeitet, sind schon sechs Stücke ... Verstanden? Das Wichtigste immer zuerst.

Trotzdem leitet keine Nebensätze ein, sagte Beringer.

Ich habe obwohl verwandt, sagte Silberer.

Trotzdem leitet nur Hauptsätze ein, sagte Beringer.

Silberer sah ihn von der Seite an.

Er stand hinter Beringer, den rechten Fuß in der Schreibtischschublade.

Trotzdem leitet nur Hauptsätze ein, sagte Beringer. Schlagen Sie doch nach.

Silberer drückte eine Taste des Sprechapparats auf der Fensterbank neben Beringer.

Fräulein Hinrichs: Kaffee für Herrn Beringer. Aber stark bitte. Oder glauben Sie, ich könnte einen Hauptsatz nicht von einem Nebensatz unterscheiden, sagte Beringer.

Als mir jemand sagte, alle drei Romane von Fuchs spielen im Hunsrück, wenigstens zu großen Teilen, und ich ihm geantwortet habe, alle oder die meisten Romane von Balzac spielen in Paris, das können wir also beiseitelassen; bliebe nur zu fragen, was heißt spielen, Romane spielen, da war unser Gespräch schon beendet. Hätte er dagegen gesagt, die drei Romane von Gerd Fuchs handeln vom Schinderhannes, wäre das zwar nicht ganz richtig aber schon besser gewesen. Nicht richtig wäre es gewesen, weil man damit behauptet hätte zu wissen, wer der Schinderhannes sei, und dann hätte Fuchs es sich ersparen können, darüber einen Roman zu schreiben, immerhin ist Lesen eine Anstrengung, und man will dabei etwas lernen. Es wäre aber auch nicht richtig gewesen, weil in 'Beringer und die lange Wut' der Schinderhannes noch gar nicht vorkommt. Richtiger wäre es aber dennoch gewesen, denn Fuchs hat in allen drei Romanen an der Entdeckung des Schinderhannes gearbeitet, und im letzten, dem er darum wohl den Namen gab, den Stand seiner Entdeckung bilanziert. Aber was heißt denn bilanzieren angesichts eines Romans, hätte man fra-

gen können? Zumindest heißt es mehr als spielen. Ein Roman bilanziert, heißt mehr, als ein Roman spielt. Bleiben wir, statt eine Romantheorie heranzuziehen, dabei zu sagen, Gerd Fuchs' Romane bilanzieren.

Ganz unüberschbar ist das bei seinen Schlüssen. Mit den Anfängen von Romanen hat Walter Jens sich lange beschäftigt und dann selber noch einen geschrieben, der aus lauter Anfängen besteht. Viel aufschlußreicher aber sind, wie das Wort schon sagt, die Schlüsse. Schnell und abrupt faßt Fuchs zusammen, so als könnte man einen Schluß nicht erzählen, als könnte man ihn nur mitteilen, schließlich hat jeder das Recht, seinen eigenen Schluß aus der Sache zu ziehen. Der Autor hat vor dem Schluß gearbeitet, am Schluß müssen die anderen die Arbeit machen. Am Ende der drei Romane von Fuchs steht jeweils die Geschichte, die wir kennen, präzise und knapp, vom Autor fast gelangweilt mitgeteilt, um den Leser wieder in die Unsicherheit zu entlassen, in der er sich bewegen kann. Der Schluß ist die bekannte, aus eigener Erfahrung oder Bildung bekannte Chronik. Davor stand der Roman, die überraschende Mitteilung, was hinter dem Bekannten stehen könnte, was man selbst nicht bedacht, nicht gewußt oder geahnt hat. Fuchs sagt, bitte, das war ein Angebot der Verständigung über längst Bekanntes. Man muß es nicht annehmen, er drängt es nicht auf, er sagt im Gegenteil mit seinen schnellen Schlüssen zum Leser: Ich wollte Sie nicht weiter aufhalten. Aber immerhin sagt er es erst, nachdem er ihn doch aufgehalten hat, jedenfalls erfährt nur der Leser, der sich aufhalten ließ, des Autors freundliche Entlassung. Und da er in der Sache bis kurz vor dieser abrupten freundlichen Verabschiedung unfreundlich, sezierend, nötigend ihn zur Überprüfung des Altbekannten gezwungen hat, wird manchen diese abschließende Entschuldigung nicht mehr erreichen.

Im 'Beringer und die lange Wut' ist es nur ein Satz. In der 'Stunde Null' ist es ein Absatz des Nachtrags, im 'Schinderhannes' das letzte Kapitel. Von Roman zu Roman hat Fuchs seiner freundlichen Abschiedsgeste mehr Platz eingeräumt, aber es war auch nötig. Von Roman zu Roman ist der Autor unerbittlicher geworden. Beringer ist noch einen halbwegs direkten Weg zum Ziel gegangen. Werner Haupt in der 'Stunde Null' hat das Ziel nicht mehr genau sehen können. Im 'Schinderhannes' haben sich die Dinge vollständig verkehrt. Wir haben gar keinen Helden mehr. Das Ziel ist bei allen Personen das gleiche, und nur einer, der fast gar keine Rolle in dem Buch spielt, der beinahe zufällig noch einmal vom Sterbebett aufgerichtete Bauer Bruno Stiller, erreicht es. Zufällig dann doch nicht ganz, sondern mit Hilfe einer Magd, die vorher durch das Bett des Schinderhannes gegangen ist und seinen Verfolger Veit vergewaltigt hat, als er betrunken war. "Sie war eine große massive Frau, größer als die meisten Männer hier und auch stärker. Seit sie ausgewachsen war, hatte sie immer gute Stellen gehabt und meist auch guten Lohn, denn sie war so viel wert wie ein Knecht, ohne daß man sie doch wie einen Knecht hätte halten müssen. Sie hatte ein rundes volles Gesicht, kleine, verkniffene Augen. Doch das war Vorsicht, eingefleischt seit ihrer Kindheit. Wenn sie etwas interessierte oder wenn sie sich sicher glaubte, konnten sie sehr groß werden."

In einem Aufsatz mit dem Titel, 'Die verletzte Domäne des Mannes', hat

Fuchs, nachdem er einen neugierigen Gast auf der Reeperbahn in Hamburg in eine Sex-Show geführt hatte, geschrieben: "Ob feudalistische, ob bürgerliche oder sozialistische Umwälzung - alle revolutionären Bewegungen entwickeln puritanisch-utopische Frauenbilder. Die hohe Frau der Troubadoure, die großen Liebenden des Bürgertums, die Revolutionärinnen -. Sie sind Bilder, nicht nur von Männern gemacht, sondern als Heiligenbilder auch behaftet mit der Komplementäreigenschaft, ihr Gegenteil, das Obszöne, anzuziehen. Sie erzwingen die doppelte Moral geradezu. Sie sind nicht lebbar, sie sind Ausdruck des Lebens. Auf einer höheren Ebene angestellte Versuche, die Katastrophe der männlichen Sexualität rückgängig zu machen."

Wenn einer unter Fuchsens Menschen einen Begriff von dieser Katastrophe hat, dann Schinderhannes, der darum zufrech dem ganzen Roman, in dem er selbst nur einen Part einnimmt, seinen Namen lebt. Bückler, alias Schinderhannes, hat bemerkt, daß die Magd Maria, die später dem Bauer Bruno Stiller vom Sterbebett herab in ein glückliches Leben hilft, ihre verkniffenen, kleinen Augen nur deshalb verkniffen und klein macht, weil es für sie gut war, "die Augen zusammenzukneifen, daß man blickte wie aus einem Schlitz, einer Schießscharte, einem Versteck heraus". Es war gut für sie, und sie wußte, was in ihrem schäbigen Leben für sie gut war am besten, weil sie sonst noch weniger Liebe erfahren hätte, als sie erfahren hat.

Doch sind das Vorgriffe. Noch ein wenig ist dabei zu bleiben, daß es klüger sei, den Romanen von Fuchs als Gemeinsamkeit nachzusagen, sie handelten alle vom Schinderhannes, als ihnen vorzuwerfen, der Ort ihrer Handlungen sei zu oft das Dorf, ein falscher Mikrokosmos, wie Charly Götze seinerzeit und meinerzeit in der DVZ herausfand. Er war der Meinung, der richtige Mikrokosmos sei die Stadt. Der Alexanderplatz vielleicht?

Ist nun der Schinderhannes das Gemeinsame der Romane, könnte man von einer Trilogie sprechen, ohne sich damit aber die Chance zu nehmen, nach dem nächsten Roman den Begriff aufzustocken. Im 'Beringer' kommt Schinderhannes noch nicht vor, vor kommt aber das Loch, aus dem er später heraustraten wird, und vor kommt der Hund, wenigstens seine Imagination, der den Johannes Bückler später, nach seiner glücklichen Flucht aus dem Gefängnis in Simmern durch den Hunsrück treibt, und den der Johannes Bückler tötet, um der Schinderhannes zu werden.

Im 'Beringer' - unter landläufigen Begriffen ist das ein autobiographischer Roman, und er ist es so landläufig, daß auch mir die Hamburger Kneipe des Helden nicht unbekannt ist, doch wie gesagt, in Paris war ja auch schon jeder -, im 'Beringer' entwächst das Kind seinen nationalsozialistischen Mitläufelertern zum Mitglied der DKP, das im Hamburger Stadtteil Eppendorf vor Karstadt die UZ kauft. Eine Geschichte, die nachprüfbar ist. Aber das ist eben nicht die Geschichte. Die Geschichte Beringers ist die Entdeckung der Geschichte, etwas ganz anderes. Und in der Entdeckung der Geschichte kommt Beringer nur bis an eine bestimmte Grenze, hinter der aber, ohne schon diesen Namen zu haben, der Schinderhannes lauert.

Beim Sterben seines Onkels Mattek, das Beringer als Kind miterlebt, das die ganze Verwandtschaft miterlebt, flüchtet der Junge, als plötzlich die unheimliche, dem Sterbenden zugewandte Hektik der Tanten und Onkel zur Ruhe kommt, und diese Ruhe Ungeahntes ankündigt, ins Freie. Und dort sieht er etwas: "Der Pfad, der oben aus den Fichten an den Eichen entlang, die Wiesen herabkam, leuchtete bereits weiß in der einsetzenden Dämmerung. Der Pfad kam aus einem Loch in den Fichten hervor, das niedrig war wie der Ausgang einer Höhle, und Beringer schien es, als müsse jeden Augenblick aus diesem Loch etwas hervorkriechen und, riesig sich aufrichtend, den Pfad herunter auf ihn zukommen. Er glaubte plötzlich wahrnehmen zu können, wie es dunkelte. Aus diesem Loch wird bereits im zweiten Roman, in der 'Stunde Null', und obwohl er dort noch nicht sehr viel zu suchen hat, der Schinderhannes kommen.

Auf das Hunsrückdorf zu seinen alternden Eltern auf Besuch zurückgekommen hat Beringer Jahrzehnte später eine zweite Vision. Bei einem Spaziergang übermannt ihn die Einbildung, ein Hund sei ihm gefolgt und bedrohe ihn. Aber "es war nichts gewesen. Es gab keinen Hund. Der Weg vor Beringer war leer gewesen. Er hatte nichts gesehen als diesen leeren Weg, der quer über einen lang sich den Berg hinabziehenden Kahlschlag lief, und der leer war. Es gab diesen Hund nicht. Es gab vielleicht einen Augenblick des Erschreckens, als er, um die Nußhecke biegend - tatsächlich nahm er, aus dem Wald tretend, diese Hecke augenblicklich als 'die Nußhecke' wahr -, am Rand des Kahlschlags stand, als er den Stock in seiner Hand bemerkte. Er mußte diesen Stock unterwegs aufgelesen oder sich zurechtgebrochen haben, er mußte ihn mit sich herumgetragen haben, ohne daß er ihn in dieser ganzen Zeit wahrgenommen hätte, ohne daß er sich erinnerte, ohne daß er gewußt hätte, einen Stock in der Hand zu haben, einen massiven Knüppel. Der Weg vor ihm war leer gewesen. Es gab keinen Hund, keinen Schäferhund, wie er einen Augenblick gemeint haben möchte, ein großes Tier mit grauer Decke und goldgelbem Bauchfell."

Aber dieser Hund kommt noch, im 'Schinderhannes' treibt er den Johannes Bückler tagelang durch den Soonwald, bis der ihn, er oder der Hund, fast am Ende seiner Kräfte, mit gebrochenem Bein auf dem Rücken liegend, so dicht an sich heranläßt, daß er ihn fassen und töten kann. "Er wußte nicht, wie lange der Tumult gedauert hatte. Er lag über dem Hund. Er keuchte. Er war voller Blut. Er ließ sich zur Seite fallen. Verreckend hatte sich der Hund in seinen Schuh verbissen." Nach dieser Flucht und diesem Kampf war aus Johannes Bückler der Schinderhannes geworden. "Das war mehr als ein Mann", heißt es im dritten Teil der Trilogie. Aber noch ist es nicht soweit.

Im 'Beringer' sind das Episoden aus dem Hunsrück. Episode ist dort auch die Mitteilung, daß das Dorf, aus dem Beringer stammt, früher nicht das Dorf hieß, sondern Oberdorf und Unterdorf, und das Oberdorf war der 'Berg', eine Ansiedlung ehemals wallonischer Hüttenarbeiter, inzwischen sogenannter Walddörferleute, verachtet. "Schäßige, barackenartige Katen da oben. Vor den niedrigen Türen Frauen mit abstehenden Bäuchen, auffällig viel Krummgewachsene, insgesamt kleine Leute, schief Gesichter, auch sprachen sie anders, hatten fremd klingende Namen. Keine Kanalisation, bösartige Köter überall. Die Bau-

ern reckten sich neben ihren Wagen, wenn sie da durch mußten, knallten mit den Peitschen." Da wußte Beringer aber noch nicht, daß es mit den Walddorfläuten viel komplizierter ist.

Beringer, der sich an all das erinnert, mehr, der nicht verdrängt, wie- viel unverarbeitete Sinnlichkeit sein Leben erfüllt, hat Schinderhannes nie gesehen. Kern und Kranz sind die beiden Menschen, die ihm aus Gründen imponieren und schließlich für ihre Sache gefangen nehmen. Den letzten Schritt tut Beringer in einem Schrebergarten, wo Otto ihm "ein Sträußchen Steinnelken geschnitten" hat. "Und zwei, drei Stengel Goldlack, wenn's geht, hatte Beringer gesagt."

In diesem ersten Roman der Schinderhannes-Trilogie wird jedoch auch noch etwas anderes mitgeteilt. Beringer, der Journalist, "war einer, der das Haar in der Suppe findet, sagte man in der Redaktion. Ein Satz in einem Werbespot, eine Begebenheit in einem Hinterhof, ein Detail: Beringer hob es auf wie einen Fund, faltete es spitzfingrig auseinander, und es war immer ganz erstaunlich, was alles darinsteckte. Niemand hatte es bisher bemerkt. Da mußte erst Beringer kommen."

In der 'Stunde Null' ist Kranz wieder da, stellvertretender Bürgermeister in Beringers altem Dorf, Kommunist der ersten Stunde. Aber 1949 geht er. Er geht nach Hamburg, im Hunsrück hat die Restauration wieder einmal gesiegt. "Ich beneide Sie, sagte Haupt", der Held des Romans. "Gehen Sie auch, sagte Kranz." Aber Haupt ist nicht mehr gegangen, und der Roman hätte nicht mehr die alte Zustimmung der alten Zustimmenden. In der 'Stunde Null' ist auch der 'Berg', das Oberdorf wieder da, jedoch sind seine Bewohner nicht mehr nur die Walddörferleute, es ist ein Gemisch aus ihnen und den "Jenischen", wie sie bei den Bauern hießen, obwohl sie "eigentlich keine Zigeuner waren, nur unstet, schnell mit dem wiebel, und wiebel heißt sowohl Messer wie Schwanz, Leute, die kein Dach über dem Kopf ertragen konnten." Sie hatten sich aus Not angesiedelt. "Der Wald nährte nicht mehr, und er wärmt nicht mehr. Nahrung und Wärme mußten mitgebracht werden. (...) Sie waren jetzt Walddörferleute." Von ihrem Oberhaupt aber, der Groß, der alten Fetzer, die nach 1945 noch lebte, "glaubte man, sie sei schon dabei gewesen, als man 1803 in Mainz den Johannes Bückler köpfte, den Schinderhannes. Sicher erzählte sie von Dingen, die sie nicht erlebt hatte. Aber Kranz hielt ein Gedächtnis für möglich, das weit über das Gedächtnis einzelner hinausgehen konnte. Sie erzählte keine großen Geschichten. Es waren Erzählungen von Armut, vom frühen Sterben, von der Kostbarkeit der Dinge."

Der Nachtrag' der 'Stunde Null' beginnt mit einem Märchen von einem Mann, der eines nachts aus dem Turm in Simmern sprang und drei Tage durch den Soonwald kroch; ein Hund hat ihn nicht verfolgt, aber die Polizei. Nachdem ihm die Flucht gelungen und er genesen war, "da kehrte nicht der Abdecker Johannes Bückler zurück, da ritt der Schinderhannes ein." Und so sind wir endlich angekommen. Und so verlegt Gerd Fuchs nicht allein die Sezierung Nachkriegsdeutschlands samt des Vorkriegs- und Kriegfaschismus' in den Huns-

rück, sondern auch das Ende der Französischen Revolution und den Beginn der Bürgerlichen, nicht endenwollenden Gesellschaft.

Charly Götze, eigentlich Karl Heinz mit Vornamen, hat über die 'Stunde Null' geschrieben: "Fuchs' Dorf" - die 'Stunde Null' spielt bei Götze in einem Dorf, was ihm mißfällt - , "ist farbig, lebendig, von wirklichen Menschen bewohnt. Dennoch ist es nicht unproblematisch, daß er die Nachkriegsgeschichte als Dorfgeschichte darstellt. In den Dörfern nämlich werden die Weichen in die Zukunft nicht gestellt. Die Entscheidungen fallen woanders, mit beträchtlichen Verzögerungen vollziehen die abgelegenen Regionen diese Entscheidungen nach. Wie das geschieht, ist natürlich sehr wichtig. Für die weitere Geschichte wichtiger ist aber wohl die Frage, von wem über die künftige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung Deutschlands entschieden wurde, welche Konzepte es gab, welche sich warum durchsetzen, welche Eingriffs- und Veränderungsmöglichkeiten es gab. Diese Fragen fallen aus dem Rahmen von Fuchs' Dorfgeschichte heraus." Da hat Charly, auf der Suche nach einer Durchführungsordnung für Fuchs' Romane sich, mit dem Autor zu reden, verschnappt. Aber nicht genug, er muß noch einen draufsetzen: "Nein, Fuchs' Auffassung vom Zusammenhang von Opportunismus und Faschismus greift mindestens zu kurz und führt notwendig zu weiteren kurzschriffigen Erklärungen, z.B. derjenigen, die westlichen Besatzungsmächte hätten die Deutschen 'gekauft', oder die Arbeiter, die sich im Betrieb nicht wehren, seien eben bestochen. Sie führt im Buch zu einer Heroisierung der Unbedingten der Vergangenheit, z.B. Schinderhannes, und der Gegenwart." Da ist er, und wider Willen hat Karl Heinz Götze etwas ausgesprochen, was Fuchs sich zu entdecken anschickte und erst im Schinderhannes-Roman entdeckt hat, die 'Unbedingten'.

Jeanbon, Mitglied des Konvents, enger Partner von Robespierre, der Konspiration mit ihm verdächtigt und inhaftiert, dann Generalkonsul in Algier, später Gefangener im Orient, kommt zurück nach Frankreich in dem Augenblick, als Napoleon sich auf Lebzeiten wählen läßt, wird von Fouché, dem Unverwüstlichen, empfangen und der neuen nachrevolutionären Gesellschaft vorgestellt; - demnächst soll er als ihr Generalkommissar ins linksrheinische Mainz gehen mit dem Auftrag, das Räuberunwesen zu liquidieren, voran den Räuber Schinderhannes. Zuerst einmal aber führt Fouché den auferstandenen Altrevolutionär in die von ihm mitgeschaffene neue Gesellschaft ein. "Jeanbon kam in seinem gewohnten Schwarz. Er war sieben Jahre weggewesen, und als er den Saal betrat, als er diese Liister, das Gold der Stukkaturen, die Arabesken des Parketts sah, duckte er sich und schob gleichzeitig den Kopf vor, eine Reaktion, die er immer bei Gefahr zeigte. Und dafür haben wir gekämpft? sagte er in den Saal blickend. Ja, sagte Fouché, wir wußten es nur nicht. Hätten wir dann gekämpft? sagte Jeanbon. Die Mienen wurden eisig, wenn Fouché ihn vorstellte. Die Herrschaften hatten ein langes Gedächtnis. Die Gesichter hellten sich erst auf, wenn Fouché sagte, wir schicken ihn an den Rhein. Er wird unseren künftigen deutschen Mitbürgern die Segnungen der Freiheit bringen."

In einem Aufsatz mit dem Titel 'Die Enkel Adenauers', von dem Alfred Andersch gesagt hat, das ist es, hat Gerd Fuchs geschrieben: "Wir haben keine Ah-

nung gehabt, wie lähmend die Kämpfe um die linke Rechtgläubigkeit werden würden." So, Charly Götze, sieht es aus mit den 'Unbedingten der Vergangenheit und Gegenwart'.

Wie alle Geschichten ist die Geschichte des Romans 'Schinderhannes' von Gerd Fuchs sehr einfach. Die Französische Revolution konsolidiert sich, indem sie sich ihrer Umgebung gewaltsam mitteilt. Am Vorabend der napoleonischen Kriege wird Jeanbon von Napoleon nach Mainz geschickt, sein erster Auftrag ist es, den Schinderhannes, das Haupt der wichtigsten Hunsrückbande, zu fassen. Dabei hilft ihm Veit, alias Baron von Falck, ein gegen seine Herkunft aufständischer junger Mann, der in Tübingen Revolution studiert hat. Er ist, nach seiner Flucht vom Hohenasperg, Angestellter des republikanischen Polizeikommissars Rebmann in Mainz. Jeanbon lernt ihn kennen und schätzen, als bei einer Verhandlung über die günstigste Art, den Schinderhannes einzufangen, Veit bemerkt: "Das Problem ist nicht, daß das Volk den Bückler fürchtet, sondern daß es ihn liebt. Jeanbon fuhr herum. Sehr gut, sagte er. Trotzdem werden wir den Fall als kriminalistischen behandeln. Das ist die Linie. Eine halbe Stunde später hatte er sich den jungen Mann vorstellen lassen, war Veit persönlicher Referent des mächtigsten Mannes im Rheinland".

Veit schafft es, an Bückler heranzukommen, er schafft es aber nicht, ihn preiszugeben. Er fühlt sich von ihm angezogen. Erst als er viel später, mit seiner Herkunft ausgesöhnt, ein junger Landedelmann, inzwischen ohne jede innere Beziehung zu Bückler, diesem bei einer zufälligen Begegnung empfiehlt, sich, wenn er etwas brauche, bei ihm zu melden, und der diesen letzten Ausweg dann auch nutzen will, wird er gefaßt, vor Gericht und unter die Guillotine geschleppt. Da ist er aber auch selbst schon ein halber Biedermann geworden, den der Wald nicht mehr nährte, der Wärme und Nahrung in den Wald hätte hineintragen müssen, worauf er sich nicht verstand.

So etwa, natürlich ein wenig komplizierter, ist die Konstellation des Romans. Ein wenig komplizierter heißt, daß neben den vier Männern, Jeanbon, Rebmann, Veit und Bückler, die das Geschehen bestimmen, selbstverständlich auch Frauen stehen, Maria, Ulrike, Mara, Therese, Julchen und Lisbeth, meist sind nur die Vornamen bekannt. Sie stehen tatsächlich neben ihnen, und das schafft ein Problem. Diese Stellung von Mann und Frau nebeneinander ist nicht gesellschaftsfähig, läßt sich in die Revolution nicht mit hineinnehmen. Umgetrieben von diesem Nichtgesellschaftsfähigen hatte auch Beringer die Flucht nach vorn gewählt, die Rettung der Drohne in die Macht. Aber im Schinderhannes hat der Autor seinen Figuren oder haben sie ihm diesen Weg versperrt. Im 'Beringer' steht eine kleine Geschichte, ein Meisterstück müßte man korrekteweise sagen, über die Onanie, deren Beute, Opfer gewalttätiger Nutzlosigkeit, in jenem Fall Beringer selbst ist. Dergleichen findet sich im 'Schinderhannes' nicht und kann sich nicht finden, wo das Geschehen auf die Höhe einer wirklich stattgehabten, erfolgreichen, alles bezwingenden Revolution gehoben ist, auf den Boden der nach Deutschland getragenen Französischen Revolution. (Allerdings wieder nicht ins Allgemeine, sondern eben bloß in den Hunsrück, Charly Götze.) Die Revolution onaniert nicht und ebensowenig tun es ihre

Träger oder Feinde. Aber wohin dann mit der Sinnlichkeit?

Johannes Bückler ist der Sohn des Abdeckers Bückler, eines Mannes, der sein Leben hätte. "Wo er auftauchte, da stand die Kuh mit hängendem Kopf, und Schleim troff ihr aus dem Maul. Da lagen die Schweine auf dem Rücken, mit zuckenden Läufen, da stand das Rind, aufgetrieben wie ein Ballon, lag die Kuh brüllend auf der Seite mit aufgerissenem Leib, ohne daß sie doch das Kalb aus sich herausgebracht hätte. Wo er erschien, da war Unheil und Angst, war der immer gleiche verzweifelte Aufschrei, wenn er nach einem kurzen Blick zu dem Messer an seiner Seite griff und die Kuh abstach, das bitterliche Schluchzen, wenn sein Klepper den verrenkten, schlaffen, eine Spur aus Schleim und Blut und Kot hinterlassenden Kadaver auf seinen Karren zog, Reichtum einst, jetzt wertloses, stinkendes Fleisch, das schnellstens verscharrt werden mußte. Man ekelte sich vor ihm."

Der Sohn erlebt beim ersten Einmarsch der Franzosen als Neunjähriger, 1792, seinen bis dahin "glücklichsten Tag". An der Hand eines Sergeanten öffnet er den Okkupanten sein Dorf, dessen Häuser er an der Hand seines mißachteten Vaters nie betreten durfte. Kaum aber sind die Franzosen abgezogen, in seinem Glückstaumel hat er es nicht bemerkt, entkommt er den aufgebrachten Bauern nur mit Not zu seinen Eltern. Aber sein Vater prügelt ihn fast zu Tode. Die Revolution, die er mit Vergnügen in seinem Dorf bewirkt hatte, war nicht die Revolution der Bauern. Sein glücklichster Tag war nicht ihr glücklichster Tag, und nun muß er zu ihnen zurück. Er faßt den Entschluß, sich dem Dorf zu stellen, dem Dorf die Gelegenheit zu geben, seine Ohnmacht an ihm auszulassen. Er überlebt ihre Ohnmacht, und seitdem machten sie ihm "bereitwillig Platz".

Auch sein Gegenspieler, Jeanbon - beide sehen sich nur ein einziges Mal, beide durch ein Fernrohr - ist durch diese Art doppelter Erniedrigung zum Revolutionsär geworden. Und ebenso Veit, der im Namen der einen Revolution die anderen bespitzelt. Ihnen allen aber geht der Gesellschaftsplan nicht auf. Ihre Revolutionen sind mit Überzeugungen belastet, von denen Walter Benjamin sagte, sie seien unfruchtbare. Sie haben keine gesellschaftsfähigen Vorstellungen für sich selbst.

Im Gefängnis Luxembourg trifft Jeanbon, der Konspiration mit Robespierre angeklagt, auf den Maler David, der ihm seine Geliebte, Therese, eine Marktfrau, porträtiert hatte. "Im Sicherheitsausschuß", erzählt ihm David, "wußten wir übrigens von deiner Affäre mit ihr. Ihr Mann, dieser Paul, war ein Jacquesroutier, ein Provokateur. Wir haben dich überwachen lassen. Im Hotel hat dich jemand beobachtet, wie du mit ihr geschlafen hast. Da waren wir sicher, daß es harmlos war. Du wolltest offenbar wirklich nichts anderes als mit ihr schlafen. Wir haben uns sogar für dich gefreut, weil du doch so ein verklemmter Typ bist."

Als Bückler fünfzehn Jahre alt und bereits im Bewußtsein seiner Revolution auf Mara trifft und sie mit seinem "hungrigen Jungengesicht" ansieht, wußte sie, "daß es keinen Sinn hat, von diesem Jungen etwas zu verlangen. Was da

geschah, hatte nur sehr wenig mit ihm zu tun - wie alles, was mit ihr geschehen war, nur sehr wenig mit den einzelnen Männern zu tun gehabt hatte, sondern immer nur mit ihr."

Als der Spitzel Veit im Kreis der Bücklerbande mit Glühwein traktiert in Stimmung kommt, beobachtet die Schankmagd ihn und weder wundert noch kränkt es sie, "daß Veit sie nicht wahrgenommen hatte. Es war ihr angenehm. Sie wollte gar nicht von ihm wahrgenommen werden. Nicht er sollte sie anschauen, sie wollte ihn anschauen." Und dann hat sie ihn, als er besoffen da lag, vergewaltigt.

Die aber, die er, Veit, anschauen will, die Frau des republikanischen Polizeikommissars Rebmann, sagt, als er es tut, zu ihm: "Wissen Sie eigentlich, wo von Sie mir erzählt haben, als ich damals abends bei Ihnen war? Sie haben von der Prärie erzählt. Von der amerikanischen Prärie. Hüfthohes Gras im Wind. Wolkentürme in einem ungeheuren Himmel. Vor uns grasend eine Büffelherde. Planwagen, ein Treck, und plötzlich Indianer. Wochenlang auf einem Schiff, eine düstere, regenverhangene Stadt, die Hamburg sein mußte. Wir überquerten den Rhein in einem Fischerboot. Und hier, unter dem Fenster, wollten Sie mich mit Pferden erwarten. Sie wollten mich entführen. Sie lachte. Sie hatten solche Angst vor mir." Später, als sie wahnsinnig zu sein scheint, entführt Veit sie tatsächlich und vergeblich, aber da ist er schon auf dem Weg zurück in den Adelsstand.

Gerd Fuchs erzählt, in seiner freudianisch-analytischen Technik, die tief unter dem Plusquamperfekt die Wirklichkeit herausscharrt, oft eingetaucht in schwelgerische Naturbilder, die Geschichte vom Beringer wieder und wieder. Dessen lange Wut ist unverbraucht.

Der Aufklärer Dr. jur. Curt Ehrenspoek, der 1925 die "erste kritische Darstellung nach Akten, Dokumenten und Überlieferungen" über den "rheinischen Rebellen Schinderhannes" vorgelegt hat, entschuldigt sich im Vorwort, diesen Unflat mit aller Ernsthaftigkeit protokolliert zu haben, er möchte kein Professor Unrat genannt werden: "Will man ein Schlaglicht auf jene Nachtseite des Kulturlebens zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts werfen, so ist der Name und die Person des Schinderhannes der gegebene Scheinwerfer. (...) Da der Verfasser sich bislang nicht hat überzeugen können, daß wissenschaftliche Exaktheit mit trockener Langweiligkeit unter allen Umständen gepaart sein müsse, hat er versucht, das Leben des Schinderhannes ohne betontes sittliches oder rechtliches Beteiligtsein darzustellen, die eigene moralische Entrüstung zu unterdrücken und den Lebensgang dieses Verbrechers, der mit allen gefährlichen Banditen seiner Zeit in Berührung kam, sozusagen aus der Froschperspektive zu erfassen. Wie jeder erfolgreiche Kriminalist - z.B. auch der berühmte öffentliche Ankläger jener Zeit, Keil - den Verbrecher dadurch kennen, verstehen und bekämpfen lernt, daß er unter Ausschaltung der eigenen Moralbegriffe ihm menschlich nahezukommen versucht, so hat auch der Verfasser sich zu seinem Gegenstand gewissermaßen auf einen kollegialen Standpunkt zu stellen versucht."

Gerd Fuchs hat das auch versucht, woran man sehen kann, daß es mehrere kollegiale Standpunkte gibt.

Um sich über die Bundesrepublik gewiß zu werden, schrieb kürzlich einer, der sie revolutionieren will, müsse man Grass lesen. Das war sehr treffend. Wer diese Gewissheit jedoch vermeiden will, dem ist Fuchs zu empfehlen.

Gerd Fuchs, Schinderhannes, Roman, Hoffmann und Campe, Hamburg 1986

Kannst du vögeln, kannst du fliegen.

Christoph Hein

Christoph Hein

Berlin, am 8. Juni 1986

Lieber Matthias Fontheim,

(Regisseur der westdeutschen Erstaufführung von
"Schlötel oder Was solls" in Kassel)

nach Euren erneuten Änderungen bin ich zuversichtlicher. Eure erste Strichfassung reduzierte das Stück auf die (mich langweilenden) Fakten. Der Neuigkeiten wegen wird, denke ich, kein Stück geschrieben oder gespielt. Ein Stück und eine Inszenierung müssen andere Tugenden haben, Tatsachen sind auf der Bühne langweilig. (Nicht die britische Geschichte oder Thronfolge sind es, die unser Interesse an den "Lear" binden.)

Striche in Bühnentexten bei Inszenierungen werden stets umstritten bleiben. Gegenseitige Verdächtigungen (Autorenneid, Regiewillkür) können nur das gegenseitige Verständnis fördern. Es wird immer gute und akzeptable Gründe für Striche geben, denn nicht jede Aufführung kann die bei uns gewöhnliche Dauer eines Theaterabends von zwei, drei Stunden weit überschreiten, und nicht jede Bühne hat genügend Schauspieler und räumliche und finanzielle Mittel, um jedes Stück uneingeschränkt inszenieren zu können. Und es wird immer gute und akzeptable Gründe geben, die gegen einen solchen Eingriff in ein Stück sprechen.

Stückeschreiber sind angehalten, knapp und dicht zu formulieren. Opulenz und barocke Beredsamkeit können in der Prosa vorzüglich sein, in der Dramatik nie. Die überlieferten Stücke aus einem Zeitraum von 2500 Jahren verbindet eine Gemeinsamkeit: sie sind schlank. Die lapidare, bündige Notierung ist eine Voraussetzung für eine uns betreffende Nutzung auch der überlieferten Texte: die Interpretation durch das zeitgenössische Theater wird nicht durch ausschmückendes, zeitbedingtes Beiwerk behindert.

Striche haben Tradition. Durch die Jahrtausende war und ist es das Handwerk beamteter oder selbsternannter Zensoren zu streichen. Der Buchdruck ließ auch die Zensoren aufleben: kein Genre der Literatur, kaum ein Autor von Bedeutung, die nicht unter den Strich kamen. Schüler, Hausfrauen, religiöse Gemeinschaften etc. bekamen statt Literatur gereinigte Torsos vorgesetzt, weil die originalen Texte als zu umfanglich, zu öbszön, zu pessimistisch, zu aufrührerisch usw. galten.

Das Handwerk des Streichens ernährt noch immer seinen Mann, geriet aber in Verruf. Ich lernte in den letzten zwei Jahrzehnten keinen Zensor kennen, der noch gesteigerten Wert auf seinen Titel legte. Auf Tradition sieht hier allein das Theater. Was gestrichen ist, sagt das Theater, kann nicht durchfallen. Bemerkenswert an diesem Satz ist, daß trotz seiner Kürze er drei gravierende Fehler aufweist.

Erstens, was gestrichen wurde, ist durchgefallen. Nämlich beim Theater, das ansonsten nicht gestrichen hätte. Zweitens, ein Strich in einem Stück, das wirklich ein Stück ist und also die obenerwähnte Tugend besitzt, verletzt notwenigerweise das Werk und kann es in seiner (beschädigten) Gesamtheit zu Fall bringen. Und schließlich: gestrichen wird - wie auch immer die jeweiligen Erklärungen lauten - um Schwierigkeiten zu entgehen.

Schwierigkeiten zu begegnen, ist aber (nicht nur auf der Bühne und nicht nur in der Kunst) das einzige Lohnende aller unserer Bemühungen. Demjenigen, der vor den Schwierigkeiten steht, ist dies wenig einsehbar; vor den Genuß ist die Mühe gesetzt. Natürlich, auch das Streichen von

Schwierigkeiten ist eine mögliche Art, ihnen zu begegnen. Jedoch wie der Strick kann der Strich nicht nur die Schwierigkeit aus der Welt schaffen, sondern alles. Aber ich will mich nicht mit einem alten Theatersatz streiten. Wie alle schlagenden Sätze lebt er nicht aus Sinn und Logik, er lebt, weil er schlagend ist.

Ich habe Euch vor diesem Stück gewarnt und auf andere, leichter verständliche verwiesen. Daß Ihr dennoch daran festhaltet, läßt mich hoffen; ich bin umso mehr an dem Ergebnis Eurer Arbeit interessiert.

Ich habe Euch gewarnt, weil das Stück "Schlötel oder Was solls" aus einem für Euch sehr fernen Land kommt und von Personen und Ereignissen erzählt, die Euch noch ferner sind. Die Entfernung ist offenbar durch die geographische, geschichtliche, kulturelle Nähe bedingt. Es gibt deutsch-deutsche Verständigungsschwierigkeiten, die wohl daher rühren, daß die Texte nicht übersetzt werden können, aber übersetzt werden müßten. Mark Twain sprach davon, daß die Vereinigten Staaten und Großbritannien sich durch eine gemeinsame Sprache unterscheiden. Gemeinsamkeiten sind nicht nur hilfreich, sondern auch hinderlich und (verständnis-) störend. Hekubas Klage berührt uns, weil Hekuba uns fremd ist. Mit der Nähe wächst der schützende Panzer unserer Urteile und Vorurteile; letztere sind undurchdringlich, weil sie erfahrungslos sind. Erfahrungen sind es, die uns aufbrechen, die von dem Riß in der Welt zu einem Riß in uns führen, die unsere Sicherheiten brüchig machen. Erfahrungen zu akzeptieren und sie anzunehmen, das ist es, was wir Haltung nennen.

Ich muß persönlicher werden und von einem beobachteten Unterschied der Reaktionen auf meine Arbeiten sprechen. In den nichtdeutschsprachigen Ländern, in denen Bücher und Stücke von mir veröffentlicht wurden, reagierte die Kritik verschieden, aber stets reagierte sie auf meine Literatur. In Westdeutschland rezensierte ein großer Teil der professionellen Kritik nicht meine Arbeiten, man besprach meine politische Haltung bzw. das, was man als mein politisches Credo auszumachen glaubte.

Es gibt - wenn man einigen Eu-

rer Literatur- und Theaterkritikern folgt — in der DDR ausschließlich kritische und mutige Autoren oder Opportunisten. Ich habe Rezensionen erhalten, in denen tatsächlich auf einer halben Zeitungsseite nicht mehr mitgeteilt wird, als daß ich ein mutiger und kritischer Mann bin. Ich bin natürlich dafür, daß wir alle mutig sind. Und ich hoffe für mich, es ein bißchen zu sein. Ich bin auch immer für eine kritische Haltung, wissend, daß eine kritische Haltung immer zuerst eine selbstkritische sein muß, ansonsten ist sie Heuchelei. Aber ich bezweifle, daß die Meßlatten Mut und Kritik geeignete Kriterien für die Literaturbetrachtung sind. Als ausschließliches Instrumentarium sind sie auf jeden Fall unbrauchbar. Ich weiß nicht, ob Kafka oder Robert Walser mutig waren; ich vermute nach Kenntnis ihrer Werke, sie waren es kaum oder doch viel weniger als z.B. Anna Seghers und Brecht. Und bei Shakespeare deutet viel darauf, daß er - um arbeiten zu können - sich auch opportunistisch verhielt. Ändert das etwas daran, daß Kafka, Robert Walser, die Seghers und Brecht vier der größten Autoren unseres Jahrhunderts sind, und daß Shakespeare in der gesamten Weltliteratur unvergleichlich ist? Ich hoffe, es ändert auch für die westdeutschen Kritiker nichts daran, wenngleich ich nicht vergessen will, daß vor zwanzig, dreißig Jahren die westdeutsche Kritik (nicht unisono, gottlob) zwei sehr mutige Autoren, nämlich die Seghers und den Brecht, für längere Zeit in das Schubfach "Opportunisten" steckte. Ein solches Urteilen mag sich politisch dünken, es ist lediglich Politik.

(Zwei Anmerkungen: 1. Das Gesagte gilt nicht ausnahmslos. Es gab und gibt Kritiker bei Euch, die ihr Handwerk beherrschen und die Haltung zeigen. 2. Ich sprach ausschließlich über einen Teil der berufsmäßigen Kritik. In meinem Land unterscheidet sich die Resonanz des Publikums gelegentlich erheblich von den Äußerungen der Kritiker. Über die Gründe dafür bin ich unterrichtet. Über die Ursachen einer vergleichbaren Differenz in Eurem Land bin ich unzureichend informiert, und spekulieren will ich nicht.)

"Schlötel oder Was solls" schrieb ich Anfang der siebziger Jahre. Aus einer Szenenfolge von ca. 200 Seiten wurde ein

Viertel des Textes für eine Aufführung in der Berliner Volksbühne ausgewählt (der gesamte Text hätte eine Spieldauer von acht Stunden erfordert). Die Inszenierung hatte große Mängel, gab mir aber die Möglichkeit, den Text auszuprobieren, ihn zu erproben. Nach der Inszenierung schrieb ich die heute vorliegende Fassung. Die

Dramaturgie des Stücks interessiert mich noch immer, auch wenn ich in der Folgezeit anderes versuchte. Sie erlaubt Unmittelbarkeit und eingreifende Nähe. Sie verbietet Naturalismus. Das letzte Wort hat wie immer das Theater. Ich hoffe wie stets auf Widersprüchliches.

Er hat gemeint, die Schwerkraft sei eine Idee und wer sie aufgibt: er würde sich über Wasser halten auch ohne Schwimmen.

*Christoph Hein
(aus »Schlötel oder Was solls«)*

Peter Maiwald

Entweder und Oder

Der Schriftsteller Günter Kunert

Ich finde, daß wir immer falsch argumentieren und von einer falschen Position ausgehen, wenn wir versuchen, immer etwas ins rechte Licht zu rücken, immer positiv die Dinge zu diskutieren, nein, das ist völlig unsinnig. Wir müssen doch schon sagen, daß wir Egozentriker sind, daß wir pathologisch sind, daß wir an Schreibmanie leiden, daß wir ja nur für uns schreiben, daß der Leser uns total egal ist, das ist doch alles die Wahrheit, und ich halte es für unsinnig und völlig verlogen, wenn mir ein Lyriker sagen würde, er arbeite für die Menschheit oder für sein Publikum oder für den Fortschritt oder für die Zukunft oder für sonst irgendetwas. All das stimmt ja nicht! Ein richtiger Dichter leidet an einer schweren traumatischen Versehrung, und das ist der Grund, warum er sich unnormal bemüht, indem er schreibt, denn ein normaler Mensch schreibt nicht. Damit fängt alles an, und daraus resultiert alles weitere. Und dies kann man schönfärberisch ein bißchen zu verdrängen versuchen, oder man kann es so benennen, wie es tatsächlich der Fall ist. Da wird man dann zwar wieder etwas schief angesehen, weil der Begriff des Dichters eine bestimmte Aureole trägt, aber ich meine, ich verzichte auf diese Aureole, und will mich dann lieber einen Neurotiker heißen lassen, wenn ich nur das zustande bringe, wozu mich diese Neurose zwingt. (Günter Kunert)

Ein Schriftsteller, der sich die pathologische Zwangsjacke, die mißgünstige Leute gern der Literatur verpassen, als Berufskleidung anzieht; ein Autor, der sich nur mit sich und seiner Kunst solidarisiert; ein Lyriker, der sich aufs Narrenschiff einläßt, eine anachronistische Erscheinung, eine zeitgenössische Existenz, wie sie Kunerts Gedicht »Die Narrenschiffe« beschreibt: ausgesetzt auf schwankendem Grund, immer unterwegs, ohne Ziel, ohne Aussicht, irgendwo zu landen, aber mit der Gewißheit, allmählich zu verschwinden.

Günter Kunert, Jahrgang 1929, hat genug und im Übermaß von den Normalitäten der deutschen Geschichte gehabt, um noch im jeweiligen Sinne normal sein zu können oder es zu wollen. Eine Kindheit und Jugend im Dritten Reich, das ihn, seiner jüdischen Herkunft wegen, seiner Kindheit und Jugend beraubt hat; eine Hoffnung auf humane Veränderung im Sozialismus der DDR, die ihm alle Hoffnung auf Veränderungen genommen hat; seit 1979 eine Bundesrepublik, die ihn keines viel Besseren belehrt.

Die wechselnden deutschen Gesellschaften jedenfalls haben in Autor und Werk eine gesunde Allergie gegenüber allen Monokulturen von Gut und Böse, Richtig oder Falsch, Entweder Oder, begründet — wohl aus der Erfahrung, daß der unverrückbare Standpunkt, der alleinseligmachende Ismus zugleich das Weihwasser seiner Irrtümer und Teufeleien enthält und auf Dauer zum Verlust an Wahrnehmung und Erkenntnis, zum Verlust von Realität und von Menschen führt.

Ja, dem entziehe ich mich, weil ich das für inzwischen eigentlich ganz unsinnig halte, sich immer unter ein Klischee subsumieren zu wollen, sich immer selbst verstehen zu wollen unter einem wie auch immer menschenfreundlichen politischen oder ideologischen Vorzeichen, das, finde ich, führt immer nur zur Verkrampfung, und zu krampfhaften Bewegungen, zu Schreibkrämpfen in der rechten Hand. Und es verengt natürlich automatisch den Blickwinkel und führt dazu, daß man bestimmte Dinge ignoriert, die vielleicht ganz wichtig sind und interessant, wesentlich fürs eigene Leben, von denen man sich abschneidet, wenn man sich unter ein -ist oder als einen -ismus versteht, und das habe ich einfach viel zu lange praktiziert, um das noch mitmachen zu wollen. Denn ich habe ja vieles erst sehr spät kennengelernt und aufnehmen können, weil es mir vorher suspekt war im Namen eines Ismus. Es mag sein, sicher, daß die Allgemeinheit oder die Gesamtheit von Menschen, die nur durch ein hohes Maß von Organisiertheit in dieser modernen Welt leben kann, die Ismen als Legitimation für diese Organisation benötigt, aber ein Schriftsteller, Lyriker, der ja eigentlich zu anderen Aufgaben auf der Welt ist, der sollte sich dieser Ismen entschlagen. (Günter Kunert)

Wer nicht an Etiketten klebt, wer keine Flagge zeigt noch bei irgendwelchen Stangen bleiben mag, wer nicht — dies als deutsch-deutsche Besonderheit — als Vorzeigekommunist taugt, noch zum Gegenteil, kurz: wer nicht eindeutig ist oder sein will in einer vieldeutigen Welt, der hat keinen leichten Stand und findet schwer Verständnis. Das Ordnungsgefühl von links bis rechts zeigt sich dann irritiert, allerdings nur so lange wie es bedarf, um eine alte Schublade aufzuziehen.

Wer »am Ende der Evolution« im Menschen eine »ausgesetzte Fehlgeburt« befürchtet, der gilt Konservativen leicht als unzivilisierter Nihilist, den Linken als Verräter an der Utopie und den Gläubigen als Blasphemiker.

Den Interessen, literarischen wie außerliterarischen, macht es der Dichter Günter Kunert wohl zu wenig recht, nehmen seine Verse zu wenig Rücksicht. Zu wenig Rücksicht auf das Wie-haben-wir's-doch-so-herrlich-weitgebracht-Gefühl, zu wenig Rücksicht auf die Dankbarkeit der kleineren Übel vor den größeren, zu wenig Rücksicht auf Harmoniebedürfnisse, auf Ermutigungs- und Erbauungsverlangen — letztlich zu wenig Rücksicht auf den Wunsch nach Widerspruchsfreiheit, auf die andauernde Verweiledoch-du-bist-so-schön-Sehnsucht, von der ein älterer deutscher Dichter bereits wußte, daß sie nur mit dem Teufel zugeht und von den Gretchen, die männlichen eingeschlossen, bezahlt werden muß.

Man schreibt ja nicht, um Rücksicht zu nehmen. Rücksicht nimmt man in der Straßenbahn und beim Gehen durch eine Drehtür, aber damit sollte das eigentlich schon aufgehört haben. Schreiben heißt ja nicht Rücksicht nehmen, sondern Schreiben heißt ja rücksichtslos sein, nicht nur gegen sich, das ist man ja ohnehin, sondern auch gegen alle anderen. (Günter Kunert)

Die Rücksichtslosigkeit, mit der Kunert Freund und Feind und sich selbst in Frage stellt und zu wenig schmeichelhaften Befunden kommt, hat ihm den wenig geliebten, wenig geachteten Ruf eines Pessimisten eingetragen.

Dies um so mehr, als in seinen Versen und Prosastücken unsere Sprachlosigkeit, unsere Entmündigung, unser Versagen zur Sprache kommt und eben nicht das von beliebig anderen. Zur Sprache kommt die Sprachlosigkeit vor Holocaust und Genocid, vor Erdverwüstung und Menschenverheerung, zur Sprache kommen die täglichen Entmündigungen durch Vorschriften und Gebote, Religionen und Ideologien, zur Sprache kommt unser historisches Versagen vor den Katastrophen dieses Jahrhunderts.

Kunerts Gedichte handeln von unseren gemeingefährlichen Fähigkeiten zur Ideologiebildung, von unserem selbsttäuschenden Roßtäuschertum, das uns beliebig — aus Selbstschutz oder Berechnung — Ungefährliches gefällig und Gefälliges ungefährlich erscheinen läßt.

Zwangsläufig muß ich ja mißverstanden werden, weil alle Menschen nichts anderes zu tun haben, als das zu verdrängen, was ich, wie ich meine, nüchtern und klar erkenne. Und der Begriff des Pessimismus, der mir ja anhaftet wie so etwas Hundekacke, in die man irgendwann mal getreten ist, der Geruch hört nie auf, das schleppt man ja immer mit. Das ist ja eigentlich nichts weiter als das Pejorativ, das dazu verhelfen soll, eine Distanz zu dem zu verschaffen, was ich schreibe, sage, behaupte, meine, ausdrücke und darstelle. Es haftet mir wirklich schon von meinen ersten Schreibversuchen her an, also ganz früh, und es hat mich treulich begleitet von der frühen DDR durch die ganze DDR-Zeit hindurch bis in die Bundesrepublik, und vermutlich wird es mir immer weiter anhaften. Ich glaube schon, daß nur ein ganz geringer Teil von Menschen oder auch Lesern — auch Leser sind Menschen — bereit ist, die Realität unverstellt zu sehen, sich dieser Realität in jeder Hinsicht auch zu stellen. Wenn man es tut und sich dieser Wirklichkeit nähert, dann verliert sie natürlich den schönen Schein, den man ihr aus der Ferne verleihen kann. Und wie gesagt, es sind ja nur wenige, die die Kühnheit oder den Mut oder die Verzweiflung aufbringen, das zu tun. Die Übrigen halten dann diese Sichtweise eben für pessimistisch und einen, der so sieht, für einen Pessimisten, daher kommt's. (Günter Kunert)

Es ist das paradoxe Mißverständnis, daß die Benennung unserer Schrecklichkeiten uns schrecklicher erscheint als die Schrecklichkeiten selbst, der Bote schlimmer als die Botschaft, als wäre der Finger, der auf die Wunde zeigt, blutiger als die Wunde. Keinem Verkehrsteilnehmer würde es einfallen, die Tafel, die vor Steinschlag warnt, des Unglücks zu verdächtigen; angesichts der Warnungen der Literatur fällt dies vielen allemal ein. Die Grö-

ße des Leids, das uns umgibt, schafft nicht nur Mitleid, sondern auch sein Gegenteil, und der Selbstschutz funktioniert auch, indem er uns vor der Funktion unseres Selbst, die Lage zu erkennen und zu empfinden, schützt.

Man muß kein Schriftsteller sein, um die Verdrängungen und Betonierungen zu bemerken, die mit und in unseren Wörtern stattfinden, um uns die leidige Realität vom Halse zu halten. Man muß nur hören, welchen verächtlichen Ton das Wort Weltschmerz bekommen hat, wie abschätzig wir das Wort »Wehleidigkeit« verwenden, wie wir »Weinen« mit »Weinerlichkeit« herabwürdigen — lauter Verkehrungen, dem Schmerz statt der Ursache, dem Leidensdruck statt dem Leiden scheinbar zu entkommen. Nicht zuletzt gehört es ja zu unserer politischen Kultur, uns glauben zu machen, man könne eine Krise herbei- oder wegreden.

Als Resultat dieser Unfähigkeit zu trauern, Kritik und Widersprüche auszuhalten, tritt der Literatur und Kunst die alte Frage nach dem Positiven entgegen, natürlich ist es die noch ältere Frage nach dem lieben Gott.

Was den Optimismus anbetrifft und das sogenannte Positive, glaube ich schon, daß es in einem sehr starken Maße, gerade in unserer Zeit, einen solchen Wert gewonnen hat, weil die Zukunftsaussichten so düster sind und die Verdrängung darum besonders stark sein muß. Die Selbstblindheit bedarf heute besonderer Kraft, einer besonderen Anstrengung und besonderer Mühen und darum die ständige Rede vom Optimismus und dieser Dualität, Pessimismus und Optimismus. Eigentlich kennen wir das im Hinblick auf Literatur doch erst, ich würde meinen, die letzten 60, 70 Jahre. Vorher, wenn man die Literatur liest und auch Literaturkritik des frühen 19. Jahrhunderts oder auch des 18., sind das Begriffe, die überhaupt nicht auftauchen. Erst mit der zunehmenden inneren Beängstigung des Individuums und dem Verfall und Zerfall der religiösen Gebundenheit, einer gewissen Eingebundenheit in den Alltag des Lebens, mit dem Unsicherwerden aller Verhältnisse, mit dem Schwund auch der Selbstsicherheit, setzt fast suchtartig das Verlangen nach dem Positiven und dem Optimistischen ein. Und das führt dann dazu, daß in einem nie gekannten Maße Kitsch, Dreck, Abfall, entsetzlicher Schund in allen Kunstgattungen produziert wird, weil dieses Bedürfnis plötzlich so stark auftritt. (Günter Kunert)

Die Kunst ist keine Schwarzwaldklinik, und die Literatur verfügt über keine Arznei und über kein Heilmittel, auch jene nicht, die dies gelegentlich behauptet. Die Literatur vermag allenfalls, zum allgemeinen Schmerz den individuellen Ausdruck und zum allgemeinen Ausdruck den individuellen Schmerz hinzuzufügen.

Und auch Kunerts Kunst kann durch ihre Formulierung des schrecklichen Tatbestandes nicht mehr — aber auch nicht weniger: das Ungeheuerliche wird durch seine Benennung nicht überwunden, es wird nur etwas geheuer, literarisch ausgedrückt: vom Ach und Weh in den Bann getan. Das utopische Moment der Kunst, sagt Heiner Müller, liegt in der Form, auch in der Eleganz der Form, der Schönheit der Form und nicht im Inhalt.

Natürlich, wer nur Reizwörter sammelt und nicht zwischen den Zeilen liest, wer nur das Fleisch isst und die Federn unnütz findet, mag sich wundern, warum der Vogel fliegt.

Im Ganzen genommen vermögen uns Kunerts Gedichte etwas von dem Genuss zu vermitteln, den der Mensch im Umgang mit seiner Trauer und seiner Tragik gewinnen kann. Wir erinnern uns jener Griechen, die ihren tragischen Umständen reinigende Kräfte, Katharsis, noch abzugewinnen wußten, und jener marxistischen Frühschrift, in der zu lesen steht: Trauer ist ein Ausdruck der Selbstverwirklichung des Menschen.

Wenn wir daran denken, daß wir als Komik begreifen können, was aus fürchterlichen Kämpfen mit der Tücke des Objekts besteht, so kann uns durchaus grimmiger Humor, satirische Gelassenheit befallen, wenn uns in Kunerts Gedichten die Tücken des Subjekts, die sinnlosen Kämpfe, die es mit sich und seinesgleichen führt, beschrieben werden.

Trauer als Selbstverwirklichung, Trauer als Ergebnis von Welt- und Menschenkenntnis würde ich ein bißchen als zu hoch gegriffen bezeichnen. Da würde ich mich schon eher bereit finden, von Melancholie zu sprechen. Trauer ist so ein großes Wort, Trauer ist etwas, das keine Permanenz haben kann, ein Schmerz, der eine gewisse Zeit anhalten kann, und der dann immer mehr verflacht, zwar wiederbelebt werden kann, aber doch nur in abgeschwächter Form. Ich würde meinen, Melancholie ist da zutreffender, weil Melancholie bildet ein Lebensgefühl, ein Grundgefühl von schöner Kontinuität und das resultiert eben aus Welt- und Menschenkenntnis. Und dazu bekenne ich mich schon. Sicher bin ich ein Melancholiker. Und ich verweise dabei gleich auch wieder auf einen anderen Kollegen, und zwar unseren Freund Ulrich Horstmann, der eine ganze Reihe interessanter Bücher geschrieben hat, und dessen letztes ja auch die Melancholie im Titel hat, ein sehr schönes Buch über die Melancholie, und der die Melancholie in diesem Buch definiert als den Ausdruck des gründlichen und unverstellten Wissens, das man von sich, von der Welt und den Menschen haben kann. (Günther Kunert)

Ein Mißverständnis will es, daß die Melancholie des Melancholikers von der Melancholie kommt wie die Armut von der Powerteh, sich sozusagen selbst erzeugt, als schwärze das Auge des Schwarzsehers erst seinen Gegenstand.

In Wirklichkeit leiden die Verse Kunerts nicht an oder unter der Melancholie ihres Verfassers — mit der sich allem Anschein nach eher auskommen läßt — als an dem schockierenden Übermaß an sozialem und technischem Optimismus in unserem katastrophalen Jahrhundert.

Dazu kommen die Erfahrungen des Autors mit der historischen Zuversicht der Arbeiterbewegung, mit einem zum Staat gewordenen Optimismus, der sich das perpetuum mobile erfand, das seinen Optimismus mit Optimismus betrieb, wenn Realitäten ausblieben. Dazu kommen die Erfahrungen mit

einem pädagogischen Sendungsbewußtsein, das an die vollkommene Erziehbarkeit des Menschengeschlechts glaubt, und wo nicht, sie erzwang mit einem Optimismus, der einmal unter sich keine Sklaven sehen wollte und über sich keine Herren, der keine Götter, Kaiser und Tribunen zu bedürfen glaubte und doch nur andere Götter, Kaiser und Tribunen schuf.

Das Mißtrauen gegenüber Hoffnungen und Plänen, das Bekenntnis zur planlosen Melancholie legen die Frage nahe, ob hier ein Autor mit dem kalten Bade, das er im Sozialismus genommen hat, nicht auch dessen und unserer liebstes Kind, die Hoffnung, ausschüttet? Säuert hier nur einer die Trauben nach, die ihm einst durchaus köstlich waren?

Ist aus der solidarischen Anstrengung von 1950, die da hieß: »Ich bin ein Sucher eines Weges für mehr als mich« am Ende wieder ein egoistischer Finder, wenn nicht selbstgenügsamer Erfinder eines literarischen Unterstandes geworden?

Widerspricht sich nicht, fällt sich nicht ins Wort, wird nicht unglaublich, wer einmal, in dem Gedicht »Traum von der Erneuerung« dem Volk Riesenkräfte zur Veränderung seiner Lage zusagt und, in dem Gedicht »Atlas, plebejisch« allen seinen Veränderungsmöglichkeiten »bis zum Ende der Zeiten« abspricht?

Schließlich: straft nicht die nachlesbare Genußfähigkeit des Autors an Natur, Menschen und Dingen seine unaufhörlichen apokalyptischen Bilder der Übertreibung?

Wir sind jetzt wieder dabei, Entweder Oder zu fragen, und ich muß dann sagen: Entweder und Oder. Das eine ist so richtig wie das andere, weil natürlich in den Brüchen meiner Produktion auch eine Kontinuität steckt. Ganz klar, denn es sind meine Gedichte, haben die Grundierung meiner Biografie, die meine Sichtweise geprägt hat, haben auch in der Schreibweise Kontinuität und nehmen gleichzeitig die Brüche dieser historischen gesellschaftlichen Entwicklung der letzten 30 Jahre auf und reflektieren sie auch. Das heißt, es sind Brüche, die auf der Grundlage von Kontinuität reflektiert werden. Das eine wie das andere stimmt eben. Die alternativen Fragen sind nie alternativ beantwortbar, weil: sofort gibt man eine falsche Antwort. (Günther Kunert)

Auch die üblichen literaturpolitischen Gegensätze von engagiert oder unengagiert, politisch oder unpolitisch, optimistisch oder pessimistisch, scheitern an Kunerts Ambivalenzen.

Die gewohnten literaturkritischen Begriffe greifen nicht mehr, wo sich der vielgeschmähte Elfenbeinturm als der Ort erweist, der Überblick gestattet und bisweilen der Welt näher steht als öffentliche Standpunkte und andere engagierte Geschäftsstellen. Und die politischen Begriffe greifen nicht mehr, wo sich die Anteilnahme der Engagierten als willkürliche Teilnahme, als selektive Wahrnehmung herausstellt und der als unengagiert

Geltende, als unpolitisch Gescholtene mehr Anteile der Welt wahrzunehmen in der Lage ist. Was, wenn die geshmähte Nabelschau mehr von den Verletzungen der Welt offenbart als jene literarischen Häute, die sich zu Märkten und Podesten tragen?

Auch unser Bild vom Dichter und unsere Vorstellungen von der Wirkung der Literatur haben sich relativiert, haben doch die Barbareien unseres Jahrhunderts den Eindruck erweckt, als wäre eine Weltbibliothek humanistischer Befürchtungen und Hoffnungen nie oder umsonst gewesen: Von seinen historischen Überschätzungen, vom praecceptor germaniae bis zum Moralapostel, vom Volkstriibunen bis zum Ingenieur der Seele, ist der Dichter auf den Brettern, die heute die Welt bedeuten, auf eine realistische Position gerückt — auf die Beleuchterbrücke.

Wenn der Leser in einem dieser Gedichte liest, die Welt ist ein Beinhau, wir sind eine verlorene ameisenähnliche Gattung, so könnte es doch eintreten, daß, durch so ein Gedicht, die Welt plötzlich in einem anderen Licht erscheint. Ich rede jetzt gar nicht von der Farbe dieses Lichts, sondern einfach von diesem Licht, daß die Dinge plötzlich anders gesehen werden, vielleicht lebenswerter, vielleicht lebensunwerter, aber anders. Das halte ich dann schon für eine ungeheure Wirkung. Aber anzunehmen, daß der Leser, der meint, jetzt etwas ändern zu wollen und verändern zu müssen, von der Literatur diesen Anstoß erwartet, dem muß man dann sagen, dazu ist die Literatur weder befähigt noch ist sie dazu da. Sie kann immer nur, wenn sie überhaupt etwas tut, eine andere Sichtweise vermitteln, einen anderen Focus, eine andere Perspektive. Mehr kann eigentlich nicht sein. (Günter Kunert)

Diese Bescheidenheit der Gedichte führt zur Enttäuschung, im besten Falle zum Ende der Täuschung ihrer Leser, die von der Literatur paradoxerweise anderes erwarten als der Literatur und den Lesern gut tut — ein Benimmbuch für Lebenslagen und einen politischen Knigge, eine Trostspende in schlechten Zeiten und ein Wechselbad für bessere Menschen.

All dem versagt sich die Lyrik Kunerts, kommt so zu ihrem eigentlichen Stoff, zur Sprache, und damit erst literarisch zur Welt und verweist im übrigen allen Erbaulichkeiten gegenüber, und nicht zur Entschuldigung, auf den epochemachenden Charakter unserer Epoche, in der mehr Menschen vorzeitig zu Tode gekommen sind und kommen als beizeiten zum Leben.

Verstand sich die Aufklärung noch stolz und unbeirrt als der Ausgang des Menschen aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit, so läßt sich Kunert als ein erschrockener Aufklärer verstehen, als der irritierte und irritierende Protokollant des Ausgangs unserer selbstverschuldeten Mündigkeit und ihrer desaströsen technischen und politischen Folgen.

Dagegen setzt Kunert die von Zwecken, Zwängen und Abtötungsverfahren freie Sprache als eine noch verbliebene Möglichkeit, die Welt zu erkennen und zu benennen — der Dichter als Sprachkonservator und das Gedicht als Museum und Museumsstück seiner Utopie.

In einem Zeitalter, in dem die Sprache auf schlimme Art abgetötet wird, ich zitiere jetzt nochmal das »Abtötungsverfahren«, das betrifft ja nicht nur Menschen, sondern auch die Sprache, und die Sprache immer stärker verarmt, verblödet, ideologisiert wird, ist eigentlich das Gedicht der letzte Ort, wo Sprache in einem ganz besonderen Sinne Anwendung findet. Also nicht als die kahle Information, die nackte Mitteilung oder die Lüge oder die ideologische Täuschung oder der Fachausdruck oder irgendwas... Wenn man alte Publikationen liest, zum Beispiel juristische, rein fachliche Texte des 18. Jahrhunderts, wundert man sich über diese enorm bilderreiche Sprache, die von einer phantastischen Griffigkeit und Sinnlichkeit ist. Das alles ist ja in unserer Alltagssprache, in unserer öffentlichen Sprache längst gewesen, ist nicht mehr da. Nur in der Lyrik ist es noch da, weil hier Sprache eben sinnlich wirkt, und insofern ist das Gedicht schon ein bißchen Arche Noah, weil es diese Möglichkeit der Sprache in ein Morgen transportiert, das ziemlich ungewiß ist und unsicher. Ich glaube sogar, daß wir uns ohnehin in einem zunehmenden Maße einer Sprachlosigkeit und einer Schriftlosigkeit nähern, daß wir, bevor hier nicht alles untergeht, in 50 Jahren eine Sprache besitzen, eine allgemein gängige, die so ähnlich ist wie die »New Speak« bei Orwell, oder die gerade noch die simpelste Kommunikation zuläßt, fern aller Kunst, und daß dann die Sprache als Kunstwerk eine Existenz führt, wie sie die geschriebene Sprache im Mittelalter in den Klöstern geführt hat, daß sie nur noch bei einer winzigen — ich sage jetzt ein unangenehmes Wort — Elite existiert, während 98 Prozent der Menschen nur noch Bilder und Hyrogrammen entziffern, lesen, das heißt also, auf die einfachsten Signale reagieren und dann Sprache auch nur benutzen als gräßliche Signale. Und das mag vielleicht die geheime Aufgabe des Gedichts sein, daß es uns wenigstens die Sprache, eine umfängliche, umfassende, reiche Sprache erhält, und vielleicht noch für andere Morgen erhält. (Günter Kunert)

Der Dichter, dem nichts geblieben ist als das Gedicht, die Arbeit an der Sprache, an ihrer Verteidigung und an ihrer Verfeinerung, aber kein Auftrag, es sei denn sein eigener, keine Berufung, kein Amt, keine Volksvertretung und kein Herrscherlob, oder, wie es in Kunerts Gedichtband »Unterwegs nach Utopia« heißt: keinem verbunden, keinem Menschen / keiner Sache / einzlig noch dem Gedicht.

Es ist, als verkörpere sich in Günter Kunerts, was von den stürmischen Anfängen unseres Jahrhunderts und seinem glorifizierten Typus des engagierten Poeten übrig geblieben ist: der Melancholiker.

Das mag bedauern, als Rückzug oder Wende empfinden, Verrat oder falsche Bescheidenheit nennen, wer nicht nachlesen mag, zu welchem Übermaß an Weißwäscherie, Knechtung und Täuschung die hoffnungsfrohe Verbrüderung von Literatur und Politik geführt hat.

Die Annahme dagegen scheint nicht unberechtigt, daß sich im Melancholiker die Ahnung eines wirklich freien, wirklichkeitsverbundenen Schriftstellers eröffnet, ungezwungen von Kompromissen, von Taktiken und von Strategien.

Und eine Literatur, wenn auch auf verlorenem Posten, gegen die Grundtöchter unseres Zeitalters, gegen Gedächtnislosigkeit und Wirklichkeitsverdrängung — eine Literatur, die davon spricht, was wir still in Kauf nehmen, vom Unangenehmen, das wir uns angenehm machen, vom Unerträglichen, das wir ertragen, von dem, was wir wegdrücken, wovon wir absehen, was wir im Dunkeln lassen, nicht wahrnehmen, wegschminken — eine Literatur von unseren Abtötungsverfahren gegenüber dem individuellen Tod und dem kollektiven Untergang.

Sicher: auch das Handwerk des Melancholikers ist nicht ohne Widersprüche, wiederholte Warnungen entwarfen sich; Kritik, die sich nicht realisiert, realisiert das Kritisierte, die Eintönigkeit der Schreckenslage führt zur Monotonisierung, zur Gewöhnung des beklagten Schreckens, auch Cassandra inventarisiert sich und gehört dann zur Ausgewogenheit unserer Ruinen und Propheten, die ihren 30. Mai überleben, machen sich lächerlich.

Der Melancholiker aber, der nicht um das Widersinnige seines Tuns wüßte, wäre keiner, zumal kein Schriftsteller, dessen Paradoxie gerade darin besteht, den Untergang der Welt mit Mitteln aufzuheben und aufzuhalten, nämlich mit Literatur, mit der sich der größte Teil der Welt immer weniger aufhält.

Am Ende läßt sich mit Ferdinand Freiligrath, wenn auch mit ungeahnter Wehmut, läßt sich mit Günter Kunert sagen: Trotz alledem.

Und insofern glaube ich, daß ich zwar etwas ganz Sinnloses tue, indem ich Gedichte schreibe und kleine Prosatexte, denn es ist mir ja ziemlich sicher, daß wir in eine düstere Zukunft geraten, die der Steinzeit ziemlich ähnlich sehen wird, nur mit dem Unterschied, daß die Leute in der Steinzeit begeistert waren, wenn sie einen neuen Stein zur Bearbeitung gefunden hatten, und für sie das das normalste, simpelste, selbstverständliche Leben war, während es für die Überlebenden morgen das Grauenvollste sein wird. Ein Zeitalter, in dem Gedichte, Literatur etc. gar keine Rolle spielen werden. Aber selbst angesichts dieser nicht gerade rosigen Zukunft bleibt mir doch nichts anderes übrig, als meinem Trauma nachzugeben, also zu schreiben, was ich gar nicht aufhalten kann, ebenso wie ich essen, trinken, umhergehen nicht einstellen kann, also zwanghaft weiter schreiben zu müssen und damit auch diese obskuren Botschaften in eine Künftigkeit abzusenden, die sie vielleicht gar nicht lesen kann. Das heißt: wir sind als Autoren, Lyriker, als Schriftsteller an einem Punkt angekommen, beim point of no return, der unsere Profession schon zu etwas ganz außerordentlich Groteskem, Merkwürdigem macht, was wir aber dennoch nicht einstellen können. Wir sind vielleicht die Letzten oder die Vorletzten, die sich mit dieser Merkwürdigkeit abmühen. Auch in dieser Hinsicht sind wir Gefangene unserer gesellschaftlichen, biographischen, biologischen und sonstigen Prägungen. Wir können auch nichts anderes machen, als unseren Weg zu Ende gehen.

Fluchthelfer

*Ich bin froh.
Mein Popo
Paßt genau
Auf unser Klo.*

Wie mir die Szene zum Hals raushängt. Die Teilnehmer, jedenfalls die veranstaltenden, trieften vor Mitleid. Auf der leeren Bühne des Theaters saßen um einen kleinen Tisch eng zusammengerückt vier Schauspieler und zwei Funktionäre. Im Hintergrund ein Prospekt: Namenslisten, über die ein Gitter gelegt war. Texte inhaftierter Autoren wurden vorgelesen, eins rechts, eins links, Südafrika und Vietnam, Türkei und Kuba. Die Mienen waren düster, das Pathos verhalten, die Lautstärke leise; die Trauer widerstand sogar den Übersetzungen der Texte, die holpernd und stolpernd die Ohrgänge der Zuhörer verstopften. Schließlich griff einer von unten die Gelegenheit auf. Er habe, erzählte er, zweimal gesessen, bei den Nazis und bei Ulbricht und daraus ein Gedicht gemacht. Das las er vor, auf deutsch und auf französisch - es war internationaler PEN-Kongreß. Das Gedicht war miserabel. Nach der Inszenierung, die das nationale und das internationale Komitee "Writers in prison" mit Schauspielern des Thalia-Theaters in Hamburg und den jeweils Vorsitzenden aufgeführt hatten, konnten die Veranstalter nicht zum Bankett von Kultursenatorin Helga Schuchardt gehen. Sie hatten sich selber so in Rührung versetzt, daß Brötchenessen ihre Anstrengung entweicht hätte.

Die Bemühung um verfolgte und inhaftierte Schriftsteller ist eine delikate Angelegenheit. Das liegt auf der Hand, und immer außerhalb der Gesetze des agierenden Staates, der seine Bürger, ob Schreiber oder Leser, mit seinem Recht oder seinem Umgang mit dem Recht bedenkt. Wer dabei widerspricht, mischt sich ein. Daran ist nichts zu ändern.

Schriftsteller sind wie andere Leute in Gefängnissen, Verbannung oder anderen Methoden des Öffentlichkeitsentzugs ausgesetzt, als politische Gegner, Diebe, Homosexuelle, größere oder kleinere Straftäter. Das PEN-Komitee für inhaftierte Autoren, das die Zahl der Gefangenen und Verfolgten auf der Welt mit ungefähr 374 angibt, schert sich nicht um die Gründe der Haft. Das spricht für seine Absicht, Haft erleichterung oder Entlassung, Öffentlichkeit für Berufskollegen zu bewirken; unabhängig von Qualität und Nationalität, sich nur auf die clubeigene Verfassung, die PEN-Charta berufend.

Sartre und Cocteau sorgten für ausreichend Wirbel und eine namhafte Petition, bis Jean Genet aus dem Gefängnis entlassen wurde, in dem er wegen Schmuggel, Diebstahl, Zuhälterei gesessen, und in dem er seinen ersten Roman geschrieben hatte. Der Stoff Genets war sein Leben, aber bekanntlich wird nicht jeder Häftling ein Schriftsteller. Auch Christian Daniel Friedrich Schubarth schrieb seine Freiheitsstrophen auf dem Hohenasperg, der Festung, in der Herzog Karl Eugen den Dichter zehn Jahre gefangenhielt und am Ende als kranken, zerstörten Mann entließ. Nach der zweiten deutschen Revolution, aus der, wie man weiß, nicht viel wurde, saßen Mühsam und Toller als Novemberrevolutionäre in Haft. Als sich die SPD gemausert und die Weimarer Republik eingerichtet hatte, blieben dank öffentlicher Proteste nicht wenige Hochverratsprozesse gegen Schriftsteller folgenlos. Im Dritten Reich hat der Protest für das Leben des Nobelpreisträgers Carl von Ossietzky nicht ausgereicht, und auch nicht für das von Mühsam. Der berühmteste

Häftlingsdichter in der freiesten deutschen Republik, Peter-Paul Zahl, Schriftsteller und RAF-Mitglied, erhielt auf 15 Jahre ein Pardon von fünf.

Man kann wirklich nicht so tun, als wüßten Autoren nicht, wofür sie sitzen. Daß sie auf einer Bühne der freien Welt mit schlechten Übersetzungen tränentreibend präsentiert werden, ist nicht ihre Schuld. Auch der vietnamesische Lyriker, der im Lager vom Naturgedicht zum Haßpoem gegen seine Regierung wechselte, hat die Mißachtung nicht verdient, die darin liegt, als Werkzeug vorgeführt zu werden. Die Hamburger Gitter-Aufführung unter der Leitung von Angelika Mechtel, PEN, ist bloß ein Beispiel. Ihre larmoyante Spiebigkeit weht über dem ganzen Land, sobald sich der Geist über die Macht äußert.

Erste Welt-Wissen und mit Genscher im Kontakt, der, wenn es hart auf hart kommt, zahlen muß und zahlt. Was immer Gescheites PEN, VS oder andere Organisationen für verfolgte Schriftsteller ausrichten mögen, von der Schreiberlaubnis bis zur vollen Beweglichkeit, nichts geschieht ohne tiefe Überzeugung. Mit unantastbarer Sicherheit und unzerstörbarem Selbstvertrauen gilt die freiheitlich-demokratische Grundordnung als weltweiter Maßstab, an dem gemessen jeder inhaftierte Autor ein ahnungloser Ignorant, ein zum Mitleiden aussersehenes Opfer - beileibe kein hilfsbedürftiger Täter - in den Fängen einer als Regime apostrophierten Macht ist. Denn während wir - die bürgerlichen Freiheiten in der Tasche, genauer in der Geburtsurkunde - zu schätzen wissen, was gut und teuer ist, existieren um uns herum Regime, denen es tatsächlich am einfachsten mangelt; gemeint sind hier nicht Fotocopierer.

Ich finde, sagte das eine Jurymitglied zum anderen, wir sollten den Preis nicht an Volker Braun geben. Bei aller Kritik, die Braun an der DDR übt, und gerade auch in seinem letzten Roman, steht er, habe ich den Eindruck, doch zu diesem Staat.

Eine feste Burg ist unser Glaube, daß es Unrechtsstaaten gibt, die deshalb im Unrecht sind, weil man in ihnen nicht leben möchte. Von dieser Prämisse aus gesehen, ist natürlich keinem seinesgleichen zuzumuten, was man sich selbst

ersparen möchte. Ein rumäniendeutscher Autor, der seit langem in der Bundesrepublik lebt, gab dieser Tage auf einer Versammlung von Schriftstellern zu bedenken, der Eifer, mit dem rumäniendeutschen Autoren, die in ihrem Land Publikationsverbot haben, von hier aus Patenschaften, Mitgliedsausweise und Ausschüttungen jeglicher Art angetragen werden, könne sie erdrücken, falsche Hoffnungen und Beschädigungen hervorrufen. "Man kann", sagte er, "auch mit Preisen und Geld verfolgt werden". Eine dauernde bevorzugte Behandlung, wie sie beispielsweise vielen ehemaligen DDR-Autoren von Institutionen zuteil wird, ist auf die Dauer eine Benachteiligung, bringt sie doch diese Autoren um eigene 'realistische' Erfahrungen und nimmt ihnen die Möglichkeiten der Opposition, indem sie penetrant zu Wohlwollensempfängerndegradiert werden." Diese Worte schienen der Versammlung so unverständlich, daß dem Redner versichert wurde, man täte alles, um die Ausreise der rumänischen Schriftsteller zu beschleunigen.

Wie hilft man verfolgten Autoren? Von Heinrich Böll ist bekannt, daß er privat und klammheimlich mit seinem Renomée in der Sowjetunion wucherte, und auf seine Initiative einer die gewünschte Ausreise, ein anderer seine Veröffentlichung bekam. Die Organisationen, die sich derselben Sache annehmen, sind Liebhaber des Halbschattens. Kein Kongreß, auf dem neben Resolution und Petition nicht geheimnisvolle Andeutungen unaussprechbarer, weil sonst den Erfolg bedrohender Unternehmungen in diese oder jene Richtung geflüstert werden. Das Andeuten, dieses Öffentlichkeit hinter vorgehaltener Hand herstellen, hebt das Ansehen. Ein X oder Y, VS oder PEN, der sich für die Freiheit, wie er sie versteht, im Süden oder Osten, in Fernwest oder Fernost, einzusetzen erklärt, ist unser liebstes Kind. Es macht den Autor, um dessen Arbeit, Ausreise oder Leben im Unrechtsstaat es geht, zum Dissidenten und den Dissidentenmacher zum Staatsbürger. Das Tau-schgeschäft vollzieht sich im Stillen. Wer wollte auch mehr als andeuten, daß Kritik an Thyssen, an Zimmermann oder dem Paragraphen 116 deswegen so preiswert ist, weil sie auf den Boden der besten aller Welten gestellt ist. Von Stipendien,

Fördermitteln, sprich Geld nicht zu reden; die machen den Kuchen nicht fett.

Aber stimmt das denn nicht? Doch, es stimmt, daß die Gleichlautung der Literaturkritik in der DDR kein Ausdruck entwickelter Demokratie ist. Daß Schreibverbote, Anstaltsaufenthalte und Verbannung als Maßnahmen gegen Autoren, wie die Sowjetunion sie praktiziert, sich mittelalterlich ausnehmen statt sozialistisch. Es stimmt auch, was die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß diese südafrikanische Regierung verschwinden wird. Das 20. Jahrhundert hat, in seiner 2. Hälfte zu mal, in Punkto Waren-, Wissens- und Kulturaustausch, ein paar internationale Standards produziert, wie das die Handhabung von Mikrochip und Atomreaktor eben so mit sich bringt. Das macht, Einmischung ist nicht automatisch Antisozialismus. Aber es gibt erstaunliche Zwänge, sich so zu gebärden.

Als der Verband deutscher Schriftsteller kürzlich eine miese Presse auf seinen miesen Kongress bekam, fand ein Vorstandsmitglied heraus, wie man es anders hätte halten müssen: "Noch eins: Ich werde mich dafür stark machen, daß auf künftigen Schriftstellerkongressen die Antragsberatung den Wahlen zum Bundesvorstand vorangestellt wird. Auf diese Weise

wäre der Öffentlichkeit möglicherweise nicht entgangen, daß der Kongress in Berlin die sofortige Freilassung von fünf in der Sowjetunion inhaftierten Autoren gefordert und die vier rumänischen Autoren Johann Lippet, Herta Müller, William Totok und Richard Wagner in den VS aufgenommen hat. Ich heiße unsere vier deutschschreibenden Kollegen hier noch einmal als neue Mitglieder willkommen und sichere ihnen unsere weitere Hilfe zu."

Was veranlaßt einen Schriftsteller wie Jochen Kelter zu solcher Servilität, und wem gegenüber hält er sie für angebracht? Was auf der linkeren Seite bringt F.C.Delius dazu, Innenminister Zimmermann in einem offenen Brief und die Hilfe seiner Verfassungsschutzorgane für einen aus Rumänien ausgereisten Autor zu bitten, der, so Delius, vom rumänischen Geheimdienst bedroht wird? Die Vorstellung, östliche gegen westliche Dienste laufen zu lassen, mag einem Linken pfiffig erscheinen. Sie ist bloß bieder. Das Verückte an der Sache ist, F.C.Delius hat so unrecht nicht. Wahrscheinlich haben sie alle recht, die Autorenretter und Betreuer. In der Liberalität ist gut leben. Aber daß sie sich deswegen so ungeniert mit der Politik arrangieren, wer hätte das gedacht.

Friedrich Christian Delius

Lieber Piwitt,

Dank für die Zusendung der DEBATTE 6/786 — gerade ein paar Tage vorher hatte ich eine Kopie Deines Beitrags bekommen. Ich möchte Dir gern, aber knapp antworten, da ich in vier Tagen nach New York abreise und noch etliche Kleinigkeiten zu organisieren sind (jaja, es ist ein Stipendium, aber das erste seit 15 Jahren, seit unserem glorreichen Villa-Massimo-Jahr, und noch dazu hart erarbeitet durch eine Lesung aus »Adenauerplatz« beim Kranichsteiner Zirkus, also mach Dir *dar-aus* kein Argument).

Traurig, lieber Piwitt, bin ich, was den VS und unsere Umgangsformen in unse-

rer gewerkschaftlichen Kleingruppe angeht, schon lange. Mindestens seit dem Kongreß in Saarbrücken. Zwar konnte ich, wenige Tage vor dem Umzug von Bielefeld nach Berlin, nicht da sein, aber ich fühlte mich durch Presse, Fernsehen und Protokolle hinreichend informiert. Traurig, weil manche die berechtigte Kritik an Engelmanns Polen-Telegramm und den folgenden Windungen und Wendungen so weit trieben, Engelmanns enorme Verdienste für den VS zu schmälern. Traurig, weil unser aller Vorsitzender der IG-Druck ausgerechnet im Kürbiskern etliche Kollegen auf eine Weise beschimpft

te, die man eigentlich nur noch mit Arsch- oder Austritten beantworten kann. Traurig, weil sich in den meisten Landesverbänden offenbar eine Schicht mittlerer Funktionäre und Delegierter herausgebildet hat, die auf individuelle, nachdenkliche, einzelnäherische Argumente wie die von Böll nicht mehr zu hören vermögen. Am meisten traurig aber, weil mit der Nicht-Wahl von Ingeborg Drewitz die Chance verpaßt wurde, mit einer neuen Integrationspolitik die Anlässe für weitere Traurigkeiten zu minimieren und abzuschaffen.

Ich rekapituliere das nicht, um alte Socken zu waschen (die Frage der Waschechtheit, das nebenbei, interessiert mich nicht oder ist durch die richtige Programmwahl an der Maschine leicht zu lösen). Ich meine, in Saarbrücken ist ein (verbands)historischer Fehler gemacht worden, seis aus Berechnung, seis aus Dummheit. Ohne Integration nach innen sind wir nichts, nur wenn Autoren aller Sparten, aller politischen Richtungen, aller Bekanntheitsgrade einigermaßen einig sind, hat der Verband Sinn, Einfluß, Gewicht. Man hätte in Saarbrücken wissen können, daß Bleuel nicht die Fähigkeit für eine solche Integration hat. Wer das 1984 nicht gesehen hat, müßte es, fünf Sinne vorausgesetzt, spätestens bis 1986 gemerkt haben. In Berlin wäre die (letzte?) Gelegenheit gewesen, die objektive Spaltungs- oder Desintegrationspolitik (ich unterstelle Bleuel keine bösen Absichten) von Saarbrücken zu beenden. Anna Jonas hat sich als Integrationsfigur angeboten, und sie wäre gewiß eine geworden. Die Mehrheit hat das nicht sehen oder gar keine Integration haben wollen oder dummen Gerüchten mehr getraut als Jonas' Programmrede. Das ist mein bitteres Fazit dieses Kongresses.

Lieber Piwitt, einen Tag vor dem Kongress wurde unsere ältere Tochter, trotz ärztlicher Aufsicht, zu spät am Blinddarm operiert. Ich war an dem Wochenende völlig fertig, mußte mich um die jüngere kümmern und konnte nur mal zwischen-durch zwei Stunden ins Rathaus kommen. Was ich sah, war bestürzend. Was ich hörte, auf beiden 'Fraktionen', noch mehr. Ein paar Sätze von Karin Struck bekam ich noch mit — und ich hatte mehr als Zweifel, das kannst Du mir glauben.

Ich weiß nicht, ob ich, hätte meine Tochter nicht bleich am Tropf und an Schläuchen gehangen, in diesem Narrenspektakel die Kraft gehabt hätte, den tauben Ohren etwas über Integration zu sagen.

Ich habe versucht, wenigstens mit Dir darüber zu reden, auf dem Weg vom Rathaus zum Eßlokal der Delegierten. Und mich hat es traurig gemacht, wie Du alle diese Gedanken abgeblockt hast mit Vorurteilen gegen die 'Berliner'. (Auch in Deinem Brief kommt das in der Formulierung "zu Hofe" in Berlin wieder durch — man kann viel gegen Berlin sagen, aber ausgerechnet Feudalstrukturen? Die sehe ich eher im Raum Stuttgart.) Da ich kein Delegierter war, konnten wir nicht weiterreden, weil Ihr das Essen separat bekamt. (Übrigens bin ich jetzt ein Delegierter Berlins geworden — und ich hoffe, Du bleibst es in Hamburg, damit uns, falls uns danach ist, beim nächsten Kongreß nicht wieder das Schnitzel trennt.)

Traurig sind ja auch die Vorurteile gegen 'Berlin' - denn immer wird dem hiesigen VS unterstellt, er tue zuwenig gewissenschaftliche Kleinarbeit usw. Warum übersieht man immer geflissentlich, daß der Berliner Verband einer der fleißigsten ist, was nicht nur den Anträgen zu den Kongressen abzulesen ist? Daß die wichtigsten Erfolge des VS entscheidenden Energien aus Berlin zu verdanken sind? Daß Anna Jonas mehr über berufspolitische Ziele gesprochen hat als Bleuel. Und daß, lieber Piwitt, die von Dir so monierte Berliner "Fürsorge vom Senat" erst in jahrelanger Kleinarbeit des VS erkämpft worden ist (natürlich wissen wir, daß das Kulturgeld hier zuweilen lockerer sitzt, aber was konkret für einzelne Autoren abfällt, ist herzlich wenig, zwei-dreimal im Jahr eine Beteiligung an einer Veranstaltung, bei mir jedenfalls nicht mehr als 3%, schätze ich, meiner Einkünfte, also weniger als ein "Notopfer Berlin" — Du erinnerst Dich an die blauen 2-Pfennig-Marken neben den 20ern — oder eine Schmerzzulage für das Leben in dieser aggressiven Stadt).

All das wird gern übt ersehen, weil diese Arbeit im Schatten der politischen Debatte steht, die im Berliner VS nicht unterdrückt wird, und im Schatten der Literatur, die wir gleichfalls wachzuhalten versuchen. Apropos Autoren-Treffen im

Winter — daß die Veranstalter jemanden wie Schacht einluden und z.B. Dich vergaßen, war ein großer Fehler, der ihnen peinlich ist, das kannst Du mir glauben.

Was Du im einzelnen angreifst und einzelnen Kollegen vorwirfst, finde ich oft ganz richtig (aber ich mag jetzt nicht endetall alles durchgehen und mit Ja- oder Nein-Kommentaren versehen) — Du hättest allerdings noch mehr recht, wenn Du das Konfliktnuel des VS ein wenig, ich sage mal hochgestochen, historisch-materialistisch aufgedröselt hättest, statt Dich an den dekorativen Symptomen zu orientieren. Aber vielleicht irre ich mich, und viel wichtiger als einzelne Argumente ist Deine Geste, weil sie im VS jedenfalls zwischen den verschiedenen 'Lagern' (so weit sind wir schon!) verloren gegangen ist, die Freundschafts-Geste. Deine Geste und Deine Sprache sind von einer Art, auf die man eingehen kann und antworten mag. Weißt Du, welch einen Seltenheitswert Dein Brief in der ganzen VS-Debatte hat?

Gut, nun sind wir alle traurig, alle Freunde und alle Nichtfreunde. Ich habe im März zum erstenmal ernsthaft daran gedacht, aus dem VS auszutreten. Weil ich einen schriftstellerfeindlichen Schriftstellerverband für unnötig halte — wo Argumente, Sachlichkeit, Selbstbewußtsein und Sprache so wenig gelten, und oft leider in beiden Fraktionen, da ist mein Platz nicht. Weil ich Mitglied in der Jean-Paul-Gesellschaft, aber nicht in einem Sektiererklub sein möchte — denn die Desintegrationspolitik und Machtpolitik der Mehrheit des Vorstandes ist in meinen Augen objektiv sektiererisch und gewerkschaftsfeindlich. Gäbe es die solide VS-Arbeit in Berlin und den Exilfond für ausländische Schriftsteller nicht, den ich mit

einigen Kollegen hier verwalte, so hätte ich den Schritt vielleicht getan. Aus Traurigkeit und nicht etwa, weil mir Sarah Kirsch näher steht als Ferleman — diesen Gegensatz habe ich nicht gebaut. Bei mir hieß es: "Im Zweifel gilt: Der Kollege Ferleman ist ersetzbar, die Kollegin Sarah Kirsch ist es nicht", und der Zusammenhang (Großapparat IG-Medien plus notwendigen Individualismus) war eindeutig, das ist nachzulesen, sogar in der Feder — außerdem ist es eine höchst lobenswerte Fähigkeit, sich ersetzbar zu machen — außer für diejenigen unter uns, die Künstler sind.

Und nun, nach der Phase der Traurigkeit? Deine Schlußsätze geben die Richtung. Ich würde keine bessere. Ob der Verband noch zu retten ist, weiß ich nicht. Wir sollten es, sofern wir die Chance dazu haben, noch einmal probieren. Ich gestehe allerdings, daß ich mehr Energien in die Verbreitung der Literatur investieren werde, die Du und ich und einige Dutzend anderer Leute machen, als in die Verbandsarbeit unter den gegenwärtigen Bedingungen — ganz abgesehen von den vielen Arbeitsbereichen, die unsere Aufmerksamkeit, Entrüstung, Widerstand fordern. Es wäre jetzt die Aufgabe derer, die eine verbandshistorisch katastrophale Entscheidung zu verantworten haben, zu beweisen, daß diese Wahl nicht so fatal war, wie die Minderheit sie einschätzt. Also, auch auf Dich kommt was zu!

Lieber Piwitt, ich wollte Dir nur kurz antworten, nun ist es doch wieder eine längere Epistel geworden, so lang und halb-öffentlicht, daß sie vielleicht als Antwort in die Debatte paßt. Ich denke, Du hast nichts dagegen, wenn ich eine Kopie gleich dorthin sende.

Bleib waschecht, mein Lieber! Dein
Delius

Vor fünf Jahren hab ich dir mal, mehr aus Quatsch, gesagt, der Unterschied zwischen Ostfernsehen und Westfernsehen ist daran zu erkennen, daß man im Osten die Bilder gegen den Himmel filmt und im Westen gegen die Erde.

Harun Farocki

Helmut Ridder

Über Bonn, Troja, die "Deutsche Frage"

und die Notwendigkeit, auch sozialphilosophischen Analysen und Betrachtungen ein vollständiges ereignisgeschichtliches Fundament nicht vorzuenthalten

Die Seelen retten? Nur die Seelen? Nach dem für das Konzil von Trient emblematisch gewordenen (Hubert Jedin) Satz "Salus animarum supra lex esto"? Weil die Menschheit in ihrer Ganzheit und die Schöpfung in ihrer Totalität nicht zu retten sein sollten, wie auch noch nach den unentwickelten Anfängen des problematischen Unternehmens mit dem Namen Gegenreformation gemeint wurde? Das Heil der Menschen also dem Heil ihrer Seelen opfern, die nur im Jenseits, nie aber "in dem großartigen Garten dieser Welt glücklich sein" (Kleist) können/dürfen? Also sich einer frommen Lüge unterwerfen müssen, die nicht erklären kann, was es bedeutet, daß die Erlösung durch die Fleischwerdung des Wortes schon stattgefunden hat, und warum die dem von ihr geforderten Credo doch inhärente Auferstehung des Fleisches nicht völlig überflüssig ist?

Den Katholiken ist das einige Jahrhunderte lang zugemutet und jener tridentinische Satz dabei durch die Entsolidarisierung sogar der Gemeinschaft der Seelen noch weiter depraviert worden - zum Solipsismus eines schnöden Singulärs: "Rette Deine Seele!" hieß es, bis in unsere Tage hinein, im Religionsunterricht (nicht nur braver Nonnen) für Kinder und am Eingang wie zum Ausgang von "Missions"- und Einkehrwochen für Erwachsene. Zugemutet von einer Kirche, die der Sorge um ihre institutionelle Existenz den unbedingten Vorrang einräumte, sich deshalb mit den Menschen nicht versöhnen konnte, herrschende Gesellschaftsmodelle ideologisierte und sich letztlich jedem ancien régime verbündete.¹ Und doch war dies dieselbe Kirche, die auch, und oft und lange genug allein, die ganz großen Werke der praktischen Barmherzigkeit unterhalten hat. Und doch sind wir, seit Roncalli, Zeitzeugen des allmählichen, immer stärker werdenden und auch innerhalb ihres institutionellen Gefüges nicht mehr aufzuhalten Durchbruch einer theologischen Entwicklung, die den biblischen Materialismus aufspürt, die sich zur Aufnahme der Dialektik von Geschichte schlechthin und Heilgeschichte befähigt und sich an einer in Praxis übergehenden Pflichtenlehre gegen die Selbstzerstörung der Menschheit und die imperialistische Ausplündерungspolitik versucht.

Ich nähre mich mit diesem (dem möglichen ersten Anschein entgegen nicht übermäßig weit hergeholt, hier aber abzubrechenden) Hinweis, der sich einem unlängst von Boris Ulianich vorgelegten Papier² verdankt, schon dem eigentlichen Thema der vorliegenden Bemerkungen, die es mit Peter Furth-Kassandra zu tun haben³, glaube nämlich, damit schon eine doch recht frappierende Diskrepanz sichtbar gemacht zu haben: dort ein (immerhin zumindest den latein-amerikanischen Kontinent in Bewegung setzender) politisch handlungsauslösender und -begleitender Vorgang des Aufschließens alter und neuer, auch marxistischer Quellen, denen aber nicht das Wasser der Selbstbeweinung abgewonnen wird - hier eine (leichter Hinneigung zum zeitgenössischen philosophischen Habitus der Unsystematik ungeachtet) ebenfalls mit umfassendem und auch eingelöstem universalhistorischem Anspruch auftretende, die Vor- und Verläufe von "Citoyenromantik" und "Trauersolidarität" in der europäischen Zivilisationsgeschichte erhellende Analyse zur "geistigen Situation" der Bundesrepublik, die am Ende "uns Deutsche" in "wohl endgültiger Verwüstung" (25) untergehen sieht, als ob's das Ende einer griechischen Tragödie wäre ("vielleicht in keinem Fall ein abzuwendendes Schicksal"). Wie interessant und auch ungefährlich so was übrigens für die Inhaber dieses unseres Landes ist, läßt sich etwa daran erkennen, daß die Debatte damit mal wieder über mehr als eine halbe Spalte die Aufmerksamkeit der FAZ beanspruchen konnte⁴; Kassandra sind, sonst wären sie ja keine, ob von Apoll verflucht oder sich selbst bestimmend, von jeher ungefährlich gewesen (was einem FAZ-Beauftragten für Christa Wolf sogar den Mut zu einem besonders kecken Nicht-Vergleich machte⁵).

Aber halten wir uns nicht bei derlei Effekten selbst auf, die indiziert dafür sind, daß Furths Essay, der sich berechtigterweise mit dem bornierten Geschichtshorizont und dem Idiom der (so bald noch nicht stillzulegenden) hurramarxistischen Aktionshektik nicht gemein machen will, und der ein ästhetischer und literarischer (nur leider wissenschaftlich defizitärer) Text ersten Ranges ist, unberechtigte Ataraxie um sich breitet und so in eine unfreiwillige Komplizenschaft mit den Verhältnissen gerät. Das ist erstaunlich, denn er beherzigt doch, wenn er dem widerchristlichen "manichäischen Mythos der vernichtenden Absonderung des Bösen vom Guten" absagt (25), seinen Pascal, der sicher nicht als Gewährsmann eines gepflegten Traurigseins taugt (und sei es auch weniger "schön" als vielmehr - oder gar nur - schmerhaft). Und er schöpft doch aus all den Quellen, aus denen auch jene oben des Kontrastes halber genannte Befreiungstheologie schöpft, der es gelingt, in das institutionelle Gefüge einer sich der Bekehrung verweigernden Amtskirche einzudringen. Bloß am Widerwillen, den der alltägliche atem- und besinnungslose Ausstoß von Handlungsanweisungen linker Brüderhorden hervorruft, kann es bei solchen Qualitäten nicht liegen, daß die Klage den Autor überwältigt und den Leser zu überwältigen droht.

Kein Zweifel, im Anblick der jüngsten "Frankfurter Begebenheiten" (21), der "Erkennungsszene" von Bitburg (24), allgemein "der für unser Land so typisch gewordenen Antigone-Not" (22) - und mit welchen Stoffmengen ließen sich die Beispiele noch eindrucksvoller vermehren durch eine Auswertung der sich in justizielles Staatshandeln umsetzenden heuchlerischen Spektakel um die Verjährung der Kriegsverbrechen, um die Strafbarmachung in Sachen "Auschwitz-Lüge" und des noch jüngeren Streites um das nationale Ehren- und Gedächtnismal in Bonn! - legt Furth verdienstlich den Finger auf jene schlimme

und bei den Intellektuellen so folgenreiche, elfenbeintürmische Entgleisung Adornos (13), eine Artikulation von "Trauerbann", der ohne eine "Revolution im Rücken oder vor Augen" (18), wie er genauso richtig sieht, die Legitimation von Rache und Vergeltung und Selbstgerechtigkeit verewigt (was 1945 ff. stattgefunden hat, war nicht Revolution, sondern "restaurative Entfaschisierung"). Daß der Verstocktheit, die zunehmend mit der aus der Verdrängung zurückgeholten Vergangenheit konfrontiert wird, ungleich bessere Operationsbedingungen zur Verfügung stehen, nimmt er freilich nur noch gebrochen war; denn was gleichzeitig mit ihm und durch ihn selbst geschieht, ist die eigene Heimholung in den Elfenbeinturm. Da bezieht er freilich nicht die oft nur mit Sehschlitten ausgestatteten unteren Stockwerke, sondern die den Blick rundum ermöglichen-de Aussichtskuppel ganz oben - und bleibt dennoch der alle Bewohner in eine fatale Selbstblindheit zwingenden Hausordnung unterworfen.

So werden denn viele sozialpsychologische Befunde so feinfühlig und akribisch erfaßt und beschrieben wie z.B. die "drei generationstypischen Versuche, mit Vergangenheit und Erinnerung in Deutschland fertig zu werden" (15 ff.). Aber es läuft auf eine völlige Verkennung des "Charakters" der effizienten Beiträge der Bundesrepublik Deutschland zur zeitgenössischen Ereignisgeschichte hinaus, nimmt man an, die "post-faschistische" Aufgewühltheit, Verwirrung und Konfrontativität der Gewissen sei zu irgendeiner Zeit den Besitzern dieses unseres Landes und den maßgeblichen Machern ihrer/seiner Politik im Sinne dessen ein bestimmender Faktor gewesen, was man Aneignung, Nach- und Mitzollzug oder Verinnerlichung oder auch nur Honorierung nennen könnte. Kühl bis ans Herz, haben sie vielmehr den Sachverhalt, dem Furths engagierte Aufmerksamkeit gilt, von Anfang an mit all seinen Weiterentwicklungen zur Kenntnis genommen und aus ihm ebenso kühl ihr Handlungsinstrumentarium angereichert. "Unschuldig" und "mit gutem Gewissen": Was dem Kohl heute "die Gnade der späten Geburt", war dem Adenauer damals die "Gnade" des als Pensionär im Schatten von Maria Lach nicht unmittelbar Verstrickten. "Exoten" haben sie eingemauert: Gustav Heinemann als Bundespräsident, oder deformiert: Willy Brandt in der Rolle des "Frontstadt"-Bürgermeisters, der es noch in der zweiten Hälfte der 60er Jahre für schlechthin "unerträglich" halten mußte, daß die (in der eigenen und westeuropäischen agrarischen Überproduktion ertrinkende) Bundesrepublik der alten deutschen "Kornkammern" des Ostens zu entraten verurteilt ist. Und mit Erfolg, was die Ausbreitung der Vergiftungsherde im Bewußtsein der an den ideologischen Fronten um die Zuschreibung von Schuld und Verantwortung Ringenden angeht - weswegen von den in der Analyse nun doch implizit enthaltenen, wenn auch timiden, Handreichungen für die Praxis ad hoc kein Gebrauch gemacht werden darf: Das müßte schon ein Parzival sein, der etwa glaubte (23), die Schließung von Spandau (die längst stattgefunden hätte, wenn praxisrelevant und offiziell diskriminierende deutsche Selbsterkenntnis Platz gegriffen hätte) würde nunmehr den greisen Rudolf Heß, auf den auch niedergekommen ist, was an anderen hätte vollstreckt werden müssen, in die lautlose Privatheit familiärer Obhut entlassen können, anstatt seinen gegen Höchstgebot verkauften Memoiren den Spitzenplatz auf der Bestseller-Liste zu sichern; reicht's etwa noch nicht an vergleichbarem Skandalen, von denen jeder für sich wieder eine neue Küche der Bewußtseinsvergiftung geworden ist? Das müßte gar ein Parzival ohne Grundschulabschluß sein, der übersähe (18 f.), daß die Vertreibung der Deutschen (nicht nur) aus den Gebieten ostwärts von Oder und Neisse sich nicht zuletzt aus einer irredentistischen Vorgeschichte erklärt und es für die Sowjetunion immerhin einige triftige Gründe

gab, sich diesmal selbst einen cordon sanitaire zuzulegen, welcher nunmehr seine Stacheln nach außen kehrte; und der etwa meinte, die Wortführer der Vertriebenenverbände würden von der Rückforderung der ehemals deutschen Ostgebiete Abstand nehmen, wenn nun auch die sog. Linksextremisten in die "Klage über Verlust und Leiden der Flüchtlinge" einstimmen würden, der sie sich bislang hartnäckig verweigern, vielleicht unklug und vielleicht auch "ungerecht", da ihrerseits berechtigte fremde Gefühle verletzend, aber doch verständlicherweise, nämlich nachdem sie erfahren haben, wie die neuen Politkmacher der alten Besitzer das Volk in den Götzentempel der organisierten Reuelosigkeit hereinlockten, wo alle sich als "Opfer" fühlen durften - außer dem (glücklicherweise rechtzeitig verblichenen) großen Führer selbst.

"Man" hat also nicht, wie Furth bezüglich der Vertriebenen schreibt, die Klage den Opfern überlassen, wenn "man" mehr umfassen sollte als die oben gerade genannte kleine Gruppe. Hier sollten wir nun endgültig der Wirnis auf den Grund zu kommen suchen, die das von Furth so subtil ausgemalte Tableau durchherrscht: Wer ist in diesem Text "man"? Wer sind "wir"? Ja selbst, wer sind "wir alle"? Wer sind "die Deutschen", unter denen, überläßt man sich Furths Stimmungsbild, so etwas wie eine neue Ära der Empfindsamkeit angehoben zu haben scheint? Letzteres mag ja, unbeschadet der Tatsache, daß das machtlose Heer der Empfindsamen in einander befehdende Fraktionen aufgespalten erscheint, auch der Fall sein, obwohl damit noch nicht geklärt ist, wie das mit dem zeitweiligen Aufflackern des privaten Terrorismus letztendlich zusammenhängen könnte. Aber sicher ist, daß die Crème der Klasse, die in dem pseudo-parlamentarischen Regierungsbetrieb, vom Bundesverfassungsgericht sorglich immer auf die Grenzen des jeweils als gerade noch Konsensfähigen gerade noch Machbaren hin gewiesen, die *Politik der Bundesrepublik Deutschland macht und durchsetzt*, nicht dazu gehört (wie immer unser Autor das "man", das "wir" usw. auch sonst besetzt; und das ist unmerklich von mal zu mal verschieden). Sie jedenfalls ist auch viel zu robust, als daß sie sich etwa die Lider hätte abschneiden lassen, wie Glucksmann, der pubertierende Lümmel, es den "Deutschen" nach sagt (17). Sie blickt nur angestrengt nach vorn - und so weit zur Seite, wie erforderlich, um dort diejenigen zu observieren, die den Blick zurück riskieren, und das dabei Registrierte einzubauen in ihre psychologische Strategie. Selbige läßt das ausgebuffte Gescherr, wie's kommt, unter philosemitischen Fünfchen die obligaten Israel-Tourneen antreten und die "christlich-jüdische Verständigung" pflegen, mit eingerollter Fahne Waffen an die arabische Welt verkaufen, Verständnis für die Friedenssehnsucht der Jungen bezeigen usw.; und seitdem insbesondere der 8. Mai 1985 die nachträgliche bundes-deutsche Trauergemeinde beträchtlich hat anwachsen lassen, steht sogar spätestens gelegentlich eines Kirchentags ein katzenpfötiger Swinegel zur Verfügung, der - fast! - genau das sagt, was die angereisten Hasen eigentlich selbst sagen wollten und nun zu ihrer Genugtuung von ihm zu hören bekommen.

Den Terminus "psychologische Doppelstrategie" finden wir nun freilich auch bei Furth (23). Als Initiatoren sieht er dabei jedoch wohl nur die Alliierten am Werk, die "Westdeutschland spätestens seit 1947 für die nachfaschistische Runde des Kampfes um die globale Hegemonie verfügbar gemacht" hätten. Ob dieser kardinale Irrtum auf das Konto des postmodernistischen Vernichtungsfeldzugs gegen die historischen "Subjekte" geht, mag dahinstehen. Hier wird nur darzutun sein, welche entscheidend wichtige, ja dominante Rolle die Besitzer dieses unseres Landes in der zeitgeschichtlichen Dimension ab anno 1945 ge-

spielt haben und weiterhin spielen, und das nicht bloß in Sachen der "psychologischen Doppelstrategie". Geht man daran vorbei, so reiht man sich natürlich mit jenen Strategen und allen ihren Opfern in die Menschenkette an der deutschen Klagemauer ein - eine Menschenkette, an der von NPD bis DKP in objektiver Eintracht mitgewirkt wird; an einer Klagemauer, die alle Herzen brechen läßt, während sie die Herzlosen nicht anficht. Die Deutschen hätten "ihr Selbst aufgegeben, um fortan als Angestellte...der geschichtsmächtigen Vormächte nützlich zu sein", meint Furth (17). In die Rolle des "Vasallen" hineingezwungen sieht er die Deutschen hüben, weil "man ein deutsches Engagement bei der Bedrohung der Sowjetunion braucht" (24 - "man" sind hier, ganz aus dem Rahmen fallend, überhaupt keine Deutschen sondern Fremde, denen Dispositionsmacht über die Deutschen zu Gebote stehe); und sicher tut man ihm nicht unrecht, wenn man ihn dem "aufgeklärten" Äquidistanz-Gebot des Tages unterworfen vermutet, wonach die Deutschen in der DDR sowjetische "Vasallen" sind, womit sich die Menschenkette an der deutschen Klagemauer noch um weitere 17 Millionen Individuen vermehren läßt. Wie sollen nur alle diese Deutschen, falls sie sich denn doch am Ende einmal gemeinsam ausgeheult haben sollten, mit ihren verquollenen Augen das Boot entdecken können, das sie an die Gestade bringen könnte, die von den "freundlichen Dänen und Holländern" schon vor geraumer Zeit erreicht worden sind (22)?

Was Furth da mit seinem (viel zu beiläufigen) Hinweis auf die früh dem Heiligen Römischen Reich (Deutscher Nation) abtrünnig gewordenen kleinen europäischen Nationen anvisiert, ist wirklich die einzige mögliche, in der Abschaffung der "Deutschen Frage" bestehende "Lösung" derselben — zwar nicht schon 1945 ohne weiteres gewesen, aber doch seither geworden. Diese Lösung allein ist der tätig werdenden Sympathie der Deutschen wert; aber einer solchen Sympathie wird nicht einmal die Chance aufzuzeigen gegeben, wenn weiterhin elementare Sachverhalte, die jedermann kennt, nicht erkannt, d.h. nicht in ihrer Tragweite begriffen werden. Sie können nicht erkannt und in ihrer Tragweite begriffen werden, wenn ausgebrannte Trauer dadurch verkommt, daß sie sich vom Fusel der Selbstbeweinung vollaufladen läßt, von dem die "psychologische Doppelstrategie" der eigenen Regierung(en) (!) jederzeit gratis nachzuschenken bereit ist. An dieser Stelle erlaube ich mir daran zu erinnern, daß Staaten 'Gesellschaften mit unbeschränkter Haftung' sind, also zwangsläufig alle Gesellschafter für alle Handlungen der Geschäftsführer herangezogen und haftbar gemacht werden, ganz gleich, ob sie die entsprechenden Aufträge erteilt oder auch nur ein ihrem Willen nicht entsprechendes Handeln der Geschäftsführung nicht verhindert haben. Aus dem Grundgedanken dieses um der Friedlichkeit der zwischenstaatlichen Beziehungen willen unverzichtbaren Prinzips der Erfolgshaftung erklären sich auch die unter dem Titel der 'Vier-Mächte-Verantwortung' gegenüber den neuen Staatsrealisationen der Deutschen getroffenen bzw. aufrecht erhaltenen Vorkehrungen.

Nun zu dem, was die von den Besitzern dieses unseres Landes und für sie gemachte *staatliche Politik* der BRD dem unverweinten Auge darbietet: Der Staat, den die kaum den großpreußischen Eierschalen entkrochene kleindeutsche Nation durch Bismarck kreieren und mit epigonalem Reichsflitter behängen ließ, der dann unter Mißachtung Bismarckscher Klugheitsregeln den Zweifrontenkrieg forcierte und gegen die imperialistischen Mächte des Westens verlor; der durch konterrevolutionäre Reform zu einer nominellen Republik umgestaltete Staat, dessen kontinuierliche imperialistische Aspirationen Stresemann "mit Au-

genmaß" straffte und unter Rücksichtnahme auf westeuropäische Sicherheitsbedürfnisse auf den Osten orientierte; der Staat, der durch die vielversprechend erscheinende, sich aber trotz der trefflichen Wahl des Zeitpunkts bei Gelegenheit des Abschwungs der Nazis als unvorsichtig erweisende Indienstnahme derselben wieder das "Augenmaß" verloren und sich die "bedingungslose Kapitulation" bereitet hat - immer derselbe Staat immer derselben Besitzer, die zum zeitgemäßen Arrangement mit jeder Regierungsform, zur Preisgabe junkerlicher Privilegien wie schließlich auch jüdischer Mitbesitzer selbst, zur Annahme "partnerschaftlicher" gewerkschaftlicher Hilfe wie zur Destruktion gewerkschaftlicher Vertretungsmacht bereit gewesen waren - dieser Staat, er schien 1945 selbst in dem durch die Entfesselung des Krieges anderen zugesuchten Abgrund untergegangen zu sein. Zäsur? Daß davon seit dem rapiden Vollzug der restaurativen Entfaschisierung, die bei allem westlichen Besetzungsprotektionismus das den Deutschinnen und Deutschen voll zurechenbare *Werk genuin westdeutscher Politik* gewesen ist, nicht die Rede sein kann, belegt schon das juristische Falsifikat von der Fortexistenz des mit der BRD identischen Deutschen Reichs, ein Falsifikat, über das seiner Hirnrissigkeit wegen kein Wort verloren werden dürfte, das aber ein fundamentaler Glaubenssatz der amtlich proklamierten Politischen Theologie der BRD ist und deswegen von jedem das Weihrauchopfer erheischt, der nicht exkommuniziert werden will. Es gehört aber auch zu den ganz großen Lügen, die unübertrefflich die ganze Wahrheit über ihre politischen Benutzer an den Tag bringen und deren Mentalitätsstrukturen und politische Zielsetzungen hüllenlos hervortreten lassen. Hinreichend selbst von der das Publikum durchsuchenden juristischen Weltanschauung infiziert, suchen sie denn auch die Rechtsgebote in die Gehirne einzurammen, in die sie im revanchistischen Fiebertraum ihre Postulate transformiert haben. Und knauserig ist die Hilfe nicht, die ihnen dabei aus Karlsruhe zuteil geworden ist: Die Grenzen des "noch immer existierenden, wenn auch handlungsunfähigen, weil noch nicht reorganisierten umfassenden Staates Gesamtdeutschland mit einem einheitlichen Staatsvolk" - die Handlungsunfähigkeit des "Staates Gesamtdeutschland" verschlägt aber nichts, weil der ja mit der handlungsfähigen BRD identisch ist, die sich infolgedessen mit Wirkung für den "Staat Gesamtdeutschland", d.h. für sich selbst, auch mal auf einen modus vivendi einlassen kann, der den "Staat Gesamtdeutschland" und damit sie selbst in keiner Weise bindet - im gegebenen Kontext (es handelt sich um die Prüfung des Grundlagenvertrags mit der DDR) "genauer zu bestimmen", sei nicht nötig, hat der Verfassungshüter am 31. Juli 1973 judiziert⁶. Warum denn auch solche Einengungen? Es müssen ja nicht unbedingt die Reichsgrenzen von 1937 sein. Die von 1914, deren Wiedergewinnung der Revanchismus von Weimar galt, wären weitaus genehmer. Und wenn Gott mal wieder ganz mit uns ist - daß Hitler dann nah sein könnte, da ist Gott schon vor -, wär's mit den Grenzen von 1940 nicht unlieb...

Das gerade genannte Kyffhäuser-Urteil des Bundesverfassungsgerichts gehört mit einem halben Dutzend anderer Dokumente zu den kanonisierten Schriften, die der Staat BRD nicht nur in seiner Bundeslade aufbewahrt, an der ihnen bloß ein mehr oder weniger flüchtiger Lippendienst geleistet werden müßte. Sie sind vielmehr die Wahrzeichen der von diesem Staat auch tatsächlich betriebenen Politik, die von Anfang an dezidiert eine revisionistisch-revanchistische Fortsetzungspolitik gewesen ist und darin überhaupt erst, als wäre vorher nichts als ein dummer Betriebsunfall passiert, die Daseinsräson des überbrückenden "Provisoriums" zu erkennen vermochte. Auch das ist genuin

deutsch und nicht irgendwelchen "imperialistischen Vormächten" anzulasten, als deren der Selbstbestimmung beraubtes und für die eigenen Weltherrschaftspläne ruchlos bei der Großmachtnostalgie gepacktes Objekt, als deren willfährige "Vasallen" Furth die Deutschen sieht. (Eine die dröhnen rhetorischen Hüllen durchdringende Analyse würde übrigens bei den "imperialistischen Vormächten" alles andere explorieren als einen Marsch "auf dem Weg zur Weltherrschaft"; bei den USA etwa eine der Situation angemessene Dominanz von mehr oder minder dreckigen Strategien der *Verteidigung* und des Zusammenhalts des mit mehr oder weniger dreckigen Strategien zusammengebrachten ökonomischen Imperiums, das zudem und nicht zuletzt von den eigenen "Freunden" und Bündnispartnern unterwandert wird; weitaus verwickelter die großenteils heteronomen Determinanten sowjetischer Konsolidierungsstrategien, die als solche "Weltherrschaft" ad Kalendas Graecas zu vertagen hätten, falls das nicht ohnehin schon gewollt worden sein sollte.)

Gewiß, die BRD ist ein "Kind des kalten Krieges" insofern, als sie ohne ihn nicht hätte entstehen können. Gewiß, die westlichen Besatzungsmächte sind - mit im einzelnen höchst unterschiedlichen Perspektiven, Erwartungen und Befürchtungen - als ihre Geburtshelfer und Taufpaten tätig gewesen. Gewiß, "die politische und militärische Brauchbarkeit der Deutschen" (24) und die nüchterne Vorausschau, daß ihre Entwaffnung nicht von langer Dauer sein würde, mußten zu der Überlegung Anlaß geben, wie dieses Potential einzubinden sei. Aber die westdeutsche Remilitarisierung war *von den Westdeutschen* längst vorausgedacht - und vorbereitet! ⁻⁷, als die drei westlichen Besatzungsmächte mit den Frankfurter Dokumenten den heißersehnten Auftrag zur Staatsgründung erteilten. Der aber sollte natürlich nicht die "bedingungslose Kapitulation" Deutschlands rückgängig machen. Er sollte die BRD als Neugründung ohne Wenn und Aber, jedoch nicht als verjüngten Phoenix, das Deutsche Reich selbst darstellend, aus dessen Asche aufsteigen lassen. Wenn demgegenüber unermüdlich aus den in der Bundeslade verwahrten Schriftrollen Art.7 des "Deutschlandvertrags" von 1952/54 ⁸ bemüht wird, der im Zuge der Aufnahme der BRD in das atlantische Paktsystem zusammen mit einem Bündel von Zusatzverträgen die Modalitäten der Ablösung des Besetzungsregimes regelte, so wird übersehen, daß dort nicht von der BRD geltend gemachte *Rechts*ansprüche bestätigt, sondern *Ziele einer gemeinsamen Politik* der Vertragsstaaten benannt werden. Diese *Feststellung* von Einigkeit über Ziele war und ist politisch bedeutsam; da aber *nicht* die Stipulierung einer Verpflichtung zum Einigsein, war und ist sie juristisch ein Nichts. Als Feststellung wird sie ohne weiteres falsch, wenn die Einigkeit nicht mehr vorhanden ist; ja sie dürfte schon ex tunc irrig gewesen sein, da das in der realen BRD-Politik aufgrund ihres Identitätsticks immer deutlicher hervortretende Konzept von "Wiedervereinigung" qua Anschluß der DDR (und weiterer Gebiete) an die BRD ungeachtet mancher praktischer Konzessionen an die schwierigen "Freunde" von der nach Osten umgepolten Wacht am Rhein nie in den Grundvorstellungen der drei Alliierten enthalten gewesen ist. Wessen Sache also war diese Revindikationen mit dem "Alleinvertretungsanspruch" koppelnde Politik? Wiederum lautet die Antwort: *ausschließlich eine der Westdeutschen selbst*. Ungeniert aller Welt die Rabiattheit ihrer Suppenkaspar-Philosophie zur Schau stellend, hat recht eigentlich erst die neu gegründete BRD, von niemandem dazu gezwungen, die Unwiderruflichkeit des Untergangs von Deutschland besiegt und auch eine quasi-"*österreichische*" Lösung der "Deutschen Frage" unmöglich gemacht, wie sie schon der späte Adenauer zu spät ventiliert hat, und wie sie heute offensichtlich vielen friedens-, jugend-

und nun auch trauerbewegten Westdeutschen vorschwebt.

Der äquidistanzielle Trip, auf dem diese Landsleute sich zur Zeit befinden, resultiert aus einer grundlegenden Fehleinschätzung der Rolle der BRD im westlichen Paktsystem, und zwar von den Anfängen an, die Furth einen Vorgang der "Verfügarmachung" nennt, bis zum heutigen Tage. Die maßgeblichen Politiker schon Trizonesiens haben nicht nur, wie schon erwähnt, den Auftrag zur Gründung der BRD heiß ersehnt und dabei die militärische Integration sozusagen nur in Kauf genommen, sondern waren selbst, weil nur so die Remilitarisierung zu haben war, die stärksten treibenden Kräfte dieser Integration. Dabei mußten sie erhebliche Widerstände überwinden. Der handstreichartige Versuch Konrad Adenauers, den besonders heftigen Widerstand Frankreichs zu brechen, den gegen ein militärisches Wiedererstarken gerichteten Brüsseler Pakt mindestens zu paralysieren, wenn nicht umzufunktionieren, die französische Führungsrolle auf dem westeuropäischen Kontinent nachhaltig zu unterminieren und dadurch den Rücken freizubekommen für das, was in den Fensterreden den "Dammbau gegen die rote Flut" hieß und in Wahrheit die Heimholung der sowjetischen Besatzungszone und der Gebiete jenseits von Oder und Neiße zum Ziele hatte, scheiterte 1954 erst auf der französischen Ratifizierungsstation; es war das Projekt einer "Europäischen Verteidigungsgemeinschaft" der 6 Staaten der Montan-Union, einer Gruppierung, die mit der Domestizierung der Deutschen leicht überfordert gewesen wäre. Mit der noch eilends geschafften Umstellung auf die westdeutsche Mitgliedschaft in der NATO hat die BRD als Fortsetzungagentur des an seinem Übermäßigkeitssyndrom zugrunde gegangenen "Dritten Reiches" nur noch die zweitbeste der damals in ihrer Reichweite liegenden Möglichkeiten der Partnergewinnung realisieren können, blockierte doch in diesem System die amerikanische Präsenz die (auch heute noch von der BRD "aus der besonderen Verantwortung der Deutschen für den Frieden in Europa" abgeleitete und geforderte) Übernahme einer die westlichen Nachbarn stillegenden Führungsrolle in Europa.

Machen wir uns doch um des Himmels und des Friedens willen endlich einmal die Interessenlage in diesem atlantisch-westeuropäischen Bündnissystem klar: Der Beitritt der BRD zu diesem Bündnis und die Fortdauer ihrer Mitgliedschaft waren und sind nicht bestimmt von "vasallischer" Gesinnung und einer ihr entsprechenden Bereitschaft, sich innerhalb des globalen System-Antagonismus den Ups and Downs amerikanischer Politik gegenüber der Sowjetunion verfügbar zu machen, sondern von der geilen Gier der BRD selbst, die Partner und das Bündnis für ihre eigene, um die "Deutsche Frage" zentrierte Politik verfügbar zu machen. "Wir brauchen dazu", nämlich um der selbstbestimmten ratio essendi der BRD gerecht zu werden, sagt (im Mai 1986!) der Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen, "die Unterstützung unserer Nachbarn und Verbündeten. Für die Überwindung der deutschen Teilung" - und nichts anderes zählt - "brauchen wir den festen Rückhalt im atlantischen Bündnis. Solange die Machtstruktur in Europa und der Welt so ist, wie sie derzeit ist, ist das Bündnis unverzichtbar" ⁹, und keinen Tag länger, muß man hinzufügen, um sich des Kerngehalts dieser Aussage zu versichern, die nur das letzte Glied in einer mehr als 30 Jahre umfassenden Kette von amtlichen Aussagen ist, in der erpresserische Austrittsdrohungen, kaum mit "Vasalitäts"-Bekundungen untermischt, die zudem noch geheuchelte sind, den Pakt-approach der BRD eindeutig erkennen lassen. Der Mensch, der das sagt, gehört dem Lebensalter nach schon zu den Ältesten in der Serie B der von Furth

beschriebenen "drei generationstypischen Versuche, mit Vergangenheit und Erinnerung in Deutschland fertig zu werden". Aber er verhält sich wie die Angehörigen der Serie A; und so verhalten sich, mit wie gutem oder schlechtem Gewissen auch immer, alle, ob jung oder alt, die zu staatapolitischen, d.h. ein ganzes Volk haftbar machendem Sagen und Handeln in der BRD gelangen. So dachten, sprachen und handelten die "Männer der ersten Stunde". Wer es nicht als bewußter Zeitgenosse miterlebt hat, sollte sich wenigstens durch die Lektüre der Verhandlungen des Deutschen Bundestages im Zusammenhang mit der ersten Regierungserklärung Adenauers am 20. September 1949 die dringend notwendige Information darüber beschaffen, was die Aprioris und Prioritäten der "Männer der ersten Stunde" gewesen sind, und wo der "Beifall rechts, in der Mitte und bei der SPD" aufbrandete. Dann kann ihm auch keine Fehldeutung sozialdemokratischer Invektiven wie "Bundeskanzler der Alliierten!" mehr unterlaufen: Der sozialdemokratische Chauvinismus war damals bloß weniger realitätsnah als der der Bundesregierung und hielt es, während sonst im allgemeinen auf sozialdemokratisch eher bescheiden nachgefragt wird, ob's nicht vielleicht was weniger sein dürfe, in Sachen der zunächst moralischen, die militärische zwangsläufig nach sich ziehenden Aufrüstung der "Deutschen Frage" ziemlich unüberlegt mit der Forderung, daß es kräftig mehr sein müßte. Man wird deshalb Herrn Hennig gern die Genüßlichkeit verzeihen, mit der er sich an die Adresse der heute wieder auf das "was weniger" umschaltenden Sozialdemokraten wendet: "Ich beziehe mich an dieser Stelle" ("diese Stelle", das ist die Stelle am Schluß der Rede und zugleich die Stelle, an der er spricht, nämlich im Reichstagsgebäude zu Berlin) "auf Kurt Schumacher, der vor 35 Jahren als ein Axiom der Deutschlandpolitik die Devise ausgegeben hatte, daß die Demokraten im freien Teil Deutschlands in der Frage der deutschen Einheit die Aufgabe haben, kämpferisch und aktiv zu sein, und ihre Macht suchen sollten im Erkennen und Verstehen des Gegners, in der Klugheit der Aufstellung der Ziele und der Energie und Zähigkeit, von diesen Zielen nicht abzulassen."

Eingebracht hat auch die vorübergehende Zurückhaltung in Kauf nehmende, gleichwohl traumtänzerisch gebliebene — einem "deutschen Traum" entspringt sie auch nach Herrn Hennig, einem Traum vom deutschen Kuß der ganzen Welt, "indem wir allen Völkern zu Freiheit und Selbstbestimmung verhelfen" — bündnisinterne Betrugs- und Erpressungspolitik der BRD nichts außer Langzeitschäden, die im weiteren Verlauf ein unerhört Ausmaß annehmen werden; Betrüger und Erpresser können betrügerische und erpresserische Abwehrmaßnahmen provozieren und dann selbst betrogen und erpresst werden. Sie konnte und kann nicht anders, als die "offene Deutsche Frage" auf der heimischen Esse in der Glut zu halten, die, wenn's bei anderen nicht mehr reicht, immer noch mindestens von debilen Fanatikern effizient angeblasen wird, die ihre durch Vertreibung, bittere Erfahrungen unter sowjetischen Herrschaftsverhältnissen usw. erlittenen Traumatisierungen ohne Rücksicht auf das Wohl der BRD medienwirksam abarbeiten und von sich weg in andere hineinschreiben. So zuhause abgedeckt, sucht man die Globalisierung oder "Europäisierung" zu erkaufen oder zu erschwindeln. Genauso wenig wie durch die opulente Dotierung des Silberblicks fremder Potentaten über die Berliner Mauer, hat sich natürlich auch transatlantisch-paktintern eine Globalisierung der "deutschen Frage" selbst unter den relativ günstigen konjunkturellen Bedingungen des kalten Krieges erreichen lassen (nur kalter Krieg und scharfe Ost-West-Konfrontation können überhaupt außerhalb der Grenzen der BRD ein Klima schaffen, das die "Deutsche Frage" als eine "offene" gedeihen läßt, weswegen die BRD-Politik soviel Öl

wie möglich in die Flammen des kalten Krieges gießen und soviel Sand wie möglich in das Getriebe ost-westlicher Entspannungsprozesse streuen muß). Zähnekirschen hat sie sich an den Verhandlungstisch zum Grundlagenvertrag mit der DDR und zu den "Ost-Verträgen" tragen lassen, um, wie u.a. der Bundesminister Egon Franke bekundet hat¹⁰, der drohenden Alternative von Abkopplung der "deutschen Frage" plus Isolierung der BRD zu entgehen; den Ertrag von Vernunft aus und mit diesen Verträgen hat der Staat BRD durch die selbstverständlich einstimmige Resolution der Bundestagsfraktionen von 1972, die die Umfälschung der Verträge zu Bestätigungen der BRD-Doktrin über die "Deutsche Frage" programmierte, von sich gewiesen. Die mit der Abkopplungsdrohung erreichte Furcht des atlantisch-westeuropäischen Paktsystems hat auch die "Europäisierung" der "Deutschen Frage" nicht flott machen können. Unter dem Eindruck des stärker werdenden Andreotti-Effekts potenziert sich der Irrsinn. Nunmehr sollen durch die Verdeutschung der "deutschen Frage" die westlichen "Freunde" in hilfespendende Angst versetzt werden. Dies ist der erste Versuch, das ersterkorene Opfer der "Lösung" der "Deutschen Frage", die DDR, zum Mitvollzug einzuladen. Da muß natürlich gleichzeitig vermehrt "Vasallentreue" gemint werden. Selbst ein Bangemann ist nicht so dumm, daß er nicht gewußt hätte, daß er mit der Unterschrift unter das SDI-Abkommen - *keine Macht der Welt hätte die BRD dazu zwingen können!* - den Weg zur vermehrten intellektuellen und ökonomischen Ausplünderung der BRD für den Versuch des größten amerikanischen Geschäfts aller Zeiten ebnete. Doch für die "Deutsche Frage" war damit keine Gegenleistung zu erzielen. "Gemach, Herr Michel, mit Speck fängt man Mäuse!" lautet auf deutsch der ungesagte gebliebene amerikanische Begleitkommentar.

Der kuriose Versuch der Verdeutschung der "Deutschen Frage", wahrscheinlich der letzte Akt des längst verlorenen Spiels, ist freilich deswegen der gefährlichste, weil er es eben mit Deutschen zu tun hat. "Der Gedanke an die deutsche Nationalität ist drüben tief verwurzelt, abnehmende Tendenzen sind nicht zu beobachten", vermag Herr Hennig nicht grundlos festzustellen. "Wir sehen in den Deutschen der DDR Deutsche wie uns selbst": Das ist zwar nicht ganz richtig, aber auch nicht ganz falsch. Ulbricht und seine Genossen meinten, die Deutschen seines Landes hätten den "Faschismus ausgekotzt". Selbst wenn das richtig wäre - die Revolution von oben hat das aber jedenfalls nicht bewirken können, und das gilt auch für die geleiteten Trauerveranstaltungen dort -, so ist damit jedenfalls noch längst nicht das abgetötet, was den sog. Faschismus der Deutschen erst hervorgebracht hat. Die Prädikatisierung der DDR als eines "sozialistischen Staats Deutscher Nation" in der Verfassung von 1968 ist zwar ohne viel Aufhebens 1974 fallengelassen worden. Aber die damit verbundenen Diskussionen haben sich zerfasert. Mittlerweile progrediert das deutsche "Erbe". Auch Bismarck ist - nach Martin Luther und Fridericus Rex - an die Reihe gekommen. Von Engelbergs deutsch-deutschem unsäglichem Bismarck-Buch sagt ein Rezensent - und er trifft damit haargenau den Punkt: "Engelbergs Buch kommt nicht aus der DDR, nicht aus der BRD, es kommt aus Deutschland"¹¹; die Herkunft könnte sogar noch genauer lokalisiert werden, es kommt aus Deutschlands "Gartenlaube". Es ist schon so: Auch die DDR hat so manches an "Aufarbeitung" nicht geleistet, in der Spaltungskonfrontation vielleicht auch nicht leisten können, was in der BRD unterblieben ist...

Was tun in diesem unserem Lande? Die Seelen retten? Gar nur die eigene? Die

Hände nur aus dem Schoß nehmen, um sie zu ringen über die schlemihlierten Deutschen, deren Species in der ganzen Sphäre, die "Staat" heißt, gar nicht vorkommt? Die Hände sollten doch wohl etwas sinnvoller gerührt werden und zapacken. Voraussetzung für die Befreiung der Hände zum auch politisch richtigen Handeln ist die Zerstörung der Legende von der BRD als dem "für die nachfaschistische Runde des Kampfes um die globale Hegemonie verfügbar gemachten" Spielball (23).

- 1) Mit dem (durch die allesamt nutzlosen "Faschismus"-Schablonen nicht erfaßbaren) nazistischen Gipfel deutscher Verweigerung und Rücknahme des zivilisatorischen Fortschritts hat auch die entsprechende kirchliche Beihilfe katholischerseits (die bis heute kein Anlaß zu einem öffentlichen Schuldbekenntnis gewesen ist) ihre Gipfelhöhe erreicht; vgl. die erste eindringliche, reich dokumentierte Untersuchung von Gordon C. Zahn: *German Catholics and Hitler's Wars*, New York 1962.
- 2) Boris Ulianich: Den Menschen retten, Manuskript-Unterlage zu einem Referat für die IX. Plenartagung der "Berliner Konferenz Europäischer Katholiken" in Erfurt, November 1985.
- 3) Peter Furth: Troja hört nicht auf zu brennen - Über die Bewirtschaftung der Toten, *DEBATTE* 2/86, S.6 ff.
- 4) Hermann Kurzke: Das Volk ohne Schatten, FAZ Nr.102 v. 3.5.1986, S.27.
- 5) Walter Hinck: Die vielen Botschaften der Christa Wolf, FAZ Nr.94 v. 23.4.1983 (Literatur): "Auf einen Vergleich mit Brechts Versuch im Roman 'Die Geschäfte des Herrn Julius Cäsar', die Gestalt des Imperators vor einen historisch-ökonomischen Hintergrund zu stellen, sollte man es besser gar nicht erst ankommen lassen."
- 6) BVerfGE 36, 1 (23).
- 7) Daten und Vorgänge nachzulesen bei Gerhard Wettig: Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1945-1955, Internationale Auseinandersetzungen um die Rolle der Deutschen in Europa, München 1967.
- 8) Art.7 des "Deutschlandvertrags" lautet: "(1) Die Unterzeichnerstaaten sind darüber einig, daß ein wesentliches Ziel ihrer gemeinsamen Politik eine zwischen Deutschland und seinen ehemaligen Gegnern frei vereinbare friedensvertragliche Regelung für ganz Deutschland ist, welche die Grundlage für einen dauerhaften Frieden bilden soll. Sie sind weiterhin darüber einig, daß die endgültige Festlegung der Grenzen Deutschlands bis zu dieser Regelung aufgeschoben werden muß. (2) Bis zum Abschluß der friedensvertraglichen Regelung werden die Unterzeichnerstaaten zusammenwirken, um mit friedlichen Mitteln ihr gemeinsames Ziel zu verwirklichen: Ein wiedervereinigtes Deutschland, das eine freiheitlich-demokratische Verfassung, ähnlich wie die Bundesrepublik, besitzt und das in die Europäische Gemeinschaft integriert ist."
- 9) Grundfragen und Perspektiven der Deutschlandpolitik, Rede von Staatssekretär Dr. Hennig in Berlin, Bulletin Nr.52 v. 15.5.1986, S. 443 ff.
- 10) Bulletin Nr. 130 v. 20.12.1977, S. 1193 ff.
- 11) Arno Widmann: Ein Wunschbismarck aus der DDR, Rez. zu Ernst Engelberg: *Bismarck - Urpreuße und Reichsgründer*, 1986, in *taz* v. 20.5.1986, S. 12 f.

Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von den Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt.

Hannah Arendt, 1950

EXILFORSCHUNG

edition text+kritik

Verlag edition text + kritik GmbH
Levelingstr. 6a, 8000 München 80

Exilforschung
Ein Internationales Jahrbuch

Herausgegeben von
Thomas Koebner, Wulf Köpke
und Joachim Radkau

Aktuellen Forschungsstand,
neue Funde, Kontroversen der
Exilforschung vermitteln Stu-
dien und Dokumentationen zu
ausgewählten Hauptthemen,
die die Gegenwartsnähe vieler
Konflikte der 30er und 40er
Jahre bezeugen.

Band 1/1983
**Stalin und die Intellektuellen
und andere Themen**

391 Seiten, DM 34,—

Band 2/1984
**Erinnerungen ans Exil –
kritische Lektüre der
Autobiographien nach 1933
und andere Themen**

415 Seiten, DM 36,—

Band 3/1985
**Gedanken an Deutschland
im Exil und andere Themen**

400 Seiten, DM 38,—



Albrecht Betz
**EXIL UND
ENGAGEMENT**
**DEUTSCHE
SCHRIFT
STELLER IM
FRANKREICH
DER DREIßIGER
JAHRE**
edition text+kritik

Albrecht Betz

Exil und Engagement
Deutsche Schriftsteller im
Frankreich der dreißiger Jahre

etwa 320 Seiten, ca. DM 40,—

Frankreich als Exilland und Ort
antifaschistischer Aufklärung,
aber auch die deutsch-französische
Annäherung und intellektuelle
Kollaboration rechter
Strömungen analysiert Betz in
seiner Studie, die auf einer
breiten empirischen Grundlage
und einer detaillierten Chronik
des französischen Exils aufbaut.
Von der Polarisierung der deut-
schen Intelligenz schon wäh-
rend der Krise von 1930 ausge-
hend untersucht er deutsch-
französische Diskussionszu-
sammenhänge sowie solche
zwischen den Autoren des
Exils und des Dritten Reichs –
ein literarisch-politisches Kraft-
feld, das auch die aktuelle Dis-
kussion um Aufklärung und
Mythos beleuchtet.
Die bis 1940 in französischen
Verlagen erschienenen Bücher
deutschsprachiger Exilschrift-
steller und die über 1200 publi-
zistischen Beiträge werden do-
kumentiert.

F 7020
017007772/00986/00003
HERRN
WOLFGANG ALDERS
PFALZBURGER STR. 72 A
1000 BERLIN 13

geplant für

10/86

Oktober

Peter Brokmeier-Lohfing
Geschichte vernichten

Reflexionen über organisierten Massenmord im deutschen Faschismus

Gerd Fuchs

Fauler Friede

Hans Platschek

Dürers Rhinoceros

oder Kunst vom Hörensagen

Karl Heinz Scherfling

Erste Hilfe

Sigurd von Ingersleben

Marguerite Duras

Die Unbekannte von der Seine

Jutta Brückner

Bilder des Bösen

Rolf Wegler

Politik und Ökonomie in Marxismus und Systemtheorie

Gay Scarpetta

Pasolini ohne Legende

Frank Unger

Amerikanische Lektüre

Rainer Marwedel

Nachtflug:

Disco als Lebensform

Stephan Wackwitz

Selbstporträt mit Pete Townshend

Ein Besinnungsbausatz

(ab 4. Oktober)

Absender:

Mit Angabe Ihres Berufes und
Geburtsdatums können Sie uns zur
besseren Kenntnis unserer Leser verhelfen:

ein Probeheft an:

„Ich bestelle Einzelheft(e) gegen Rech-
nung (Monat): _____ (Jahrg.): _____

Alle fragen sich, wer uns finanziert -
Wir uns auch! Konto 571 7004,
Deutsche Bank, BLZ 300 700 10“

An

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik • Kunst • Wissenschaft

Karl-Anton-Straße 16

4000 Düsseldorf 1

Ich abonne die **Düsseldorfer DEBATTE** und ermächtige Sie widerruflich, die fälligen Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Mir ist bekannt, daß ich diesen Vertrag innerhalb von zehn Tagen widerrufen kann. Es genügt eine schriftliche Mitteilung an umseitige Adresse. Maßgebend für die Frist ist der Poststempel. Von dieser Garantie habe ich Kenntnis genommen und bestätige dies durch meine zweite Unterschrift:

Rechtsverbindliche Unterschrift

(Es gilt eine Kündigungsfrist von drei Monaten vor Ablauf des jeweils mit dem Bestellmonat beginnenden Abonnement-Jahres.) Erscheinungsweise: monatlich, außer Juli/August, Einzelheftpreis 15,- DM, im Abo 12,- DM, jeweils plus Versandkosten.

Name: _____

Vorname: _____

Straße/Nr. _____

Telefon: _____

PLZ/Wohnort: _____

Bankleitzahl: _____

Konto: _____

Geldinstitut: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Abbuchungen: vierteljährlich

halbjährlich

Das Abonnement soll ein **Geschenk** sein. Empfänger: